Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes
von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

Interdepartmental Committee
for the Acquisition of
Foreign Publications

Heft 5 1939

Erscheint vierzehntäglich
★
Postort Berlin

Heftpreis
25
Rpfg.

Vati kommt!

Aufnahme:
F. Baumeister

Amtliche Mitteilungen

Meldepflicht der Schulentlassenen

Die Durchführung der Meldepflicht der Schulentlassenen aller Volks-, Mittel- und Oberschulen für Jungen und Mädchen ist in diesem Jahre dadurch vereinfacht worden, daß die Schule diejenigen zur Entlassung stehenden Schüler, die bereits das Arbeitsamt aufgesucht haben, nicht mehr besonders meldet, sondern nur die übrigen Jugendlichen. In dieser Liste muß für den einzelnen Jugendlichen angegeben werden, ob und gegebenenfalls welche berufliche Betätigung oder Ausbildung beabsichtigt ist. Im Gegensatz zur vorjährigen Regelung veranlassen die Schulen die Ausfüllung der einzelnen Meldevordrucke, die von den gesetzlichen Vertretern der Jugendlichen unabhängig von den Listen zu erstatten sind, auch in diesen Fällen nicht, sondern liefern dem zuständigen Arbeitsamt zunächst nur die listenmäßige Uebersicht. Damit die Arbeitsämter die für den planmäßigen Arbeitseinsatz der Jugendlichen erforderliche Uebersicht baldmöglichst und lückenlos gewinnen, sollen die Schulen die listenmäßige Meldung sofort vorbereiten und dem zuständigen Arbeitsamt möglichst bald zuleiten.

Landdienst der HJ.!

14- bis 25jährige Jungen und Mädel, die sich freiwillig für ein Jahr dem Lande zur Verfügung stellen wollen, melden sich sofort bei der Landdienstinspektion Süd, München, Prinz-Ludwigstraße 1—4 oder bei den Landdienstreferaten der Gebiete 18 in Nürnberg, 19 in München, 22 in Bayreuth.

Mehr Sorgfalt für die Schularbeiten

Schulaufsichtsbehörde und Lehrerschaft haben seit Jahren festgestellt, so sagt das Sächsische Volksbildungsministerium in einem an alle ihm unterstellten Schulen gerichteten Erlaß, daß die Leistungshöhe der Schulen aller Gattungen insbesondere durch zwei Ursachen gemindert und gefährdet werden: Die Schüler würden in ihrer Freizeit durch außerschulische Veranstaltungen immer wieder so stark in Anspruch genommen, daß sie nicht mehr jene innere Sammlung aufbringen, ohne die gute Leistungen in der Schule nicht möglich sind, und gar nicht mehr die erforderliche Zeit haben, um die von der Schule gegebenen Hausaufgaben sorgfältig und gründlich zu erledigen. Der Erlaß hebt hervor, daß viele Schüler für außerschulische Zwecke vom Unterricht beurlaubt würden, ohne daß dabei auf die Bedürfnisse der Schule die nötige Rücksicht genommen werde. Es soll nunmehr dafür gesorgt werden, daß die Jugend wieder wie früher den Aufgaben der Schule voll gerecht wird. Unter Vorbehalt weiterer Maßnahmen ordnet deshalb der Volksbildungsminister zur Vermeidung des Sinkens der Leistungshöhe der Schulen folgendes an: Die Schüler haben den Hausaufgaben, die eine planmäßige und regelmäßige Ergänzung der Unterrichtsarbeit in der Schule darstellen, wieder genügend Zeit und Kraft zu widmen. Ergibt die Nachprüfung der Hausaufgaben durch den Lehrer, daß die Schüler durch außerschulische Veranstaltungen an der sorgfältigen Ausführung der Hausaufgaben gehindert worden sind, so haben sich die Lehrkräfte mit dem Erziehungspflichtigen und, soweit etwa die Hitler-Jugend in Frage kommt, mit dem Vertrauenslehrer der Hitler-Jugend in Verbindung zu setzen. An Elternabenden, erstmalig an einem, der im Januar 1939 in jeder Schule einzuberufen ist, sind die Eltern und die sonstigen Erziehungspflichtigen nochmals eindringlich darauf hinzuweisen, daß in der Schule unter Einsatz aller Kräfte gearbeitet werden muß. Dabei ist die Notwendigkeit planvoller und regelmäßiger häuslicher Arbeiten hervorzuheben; die Erziehungspflichtigen sind zur Mitwirkung bei der Ueberwachung der häuslichen Arbeitstätigkeit aufzufordern. Eine Beurlaubung von Schülern für außerschulische Zwecke kann nur in Frage kommen, wenn die Schüler zur Zeit ihrer Beurlaubung in ihren Leistungen dem Stande der Klasse voll entsprechen und wenn die Gewähr gegeben ist, daß sie den Vorsprung in angemessener Zeit aufholen, den die Klasse während ihrer Beurlaubung erreicht hat.

Bouhlers „Kampf um Deutschland" im Geschichtsunterricht

Nach einem Erlaß des Reichserziehungsministers ist das Buch von Reichsleiter Bouhler „Kampf um Deutschland" in den höheren Schulen im Geschichtsunterricht der fünften Klasse bei der Behandlung der Zeitgeschichte auszuwerten.

Bisher erschienene Beiträge zu unserer Aufsatzreihe „Hilfe bei der Schularbeit"

	Heft
Grundsätzliches:	
Sollen Eltern helfen?	26/1938
Das Kind soll fragen	1/1939
Sprechübungen	1/1938, 21/1938
Deutschunterricht:	
Schulanfänger lernen schreiben ..	8/1938
Lesenlernen — einst und jetzt	7/1938
Die Fibel und wir Eltern	11/1938
Die Satzlehre	5/1938
Der Nebensatz	6/1938, 7/1938
Die bösen Verhältniswörter	25/1938
„Groß" oder „klein"	3/1939
„Das" oder „daß"	12/1938
Nachschrift und Fehlerverbesserung	13/1938
Häusliche Leseübungen	20/1938
Der Aufsatz	2/1938, 18/1938
Das Gedicht im Deutschunterricht	17/1938
Die Zeitung im Unterricht	4/1939
Rechenunterricht:	
Schulanfänger lernen rechnen ..	8/1938
Das Einmaleins	3/1938
Die Bruchrechnung	4/1938
Die Prozentrechnung	10/1938
Die Zinsrechnung	24/1938
Borgen, Wechseln und Ergänzen	23/1938
Rechnen für Sexta-Anwärter ..	4/1939
Geschichtsunterricht:	
Geschichte im Elternhause	22/1938
Heimatkunde:	
Die deutsche Landschaft	16/1938
Großdeutschland	3/1939
Erdkunde:	
Das Bild der Erde	19/1938
Der Atlas	2/1939
Naturkunde:	
Verkannte Tiere	18/1938
Pilze	21/1938
Haben Tiere Angst?	22/1938
Die Fledermaus	25/1938
Der Wald im Winter	1/1939

Heute neuer Roman:

Deutsche Mutter in Sibirien

Roman von Erna Leibfried-Kügelgen

Heft 5 1939

Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NSLB. von Regierungspräsident Heinrich Sielmeier

Inhalts-Übersicht

Herr Lehrer, könnten Sie in diesem besonderen Falle nicht doch mal eine Ausnahme machen?
Seite 148

★

Das Kind ist krank
Von Hans Hajek
Seite 153

★

Weiße Glöckchen läuten
Von Hans Eitgen
Seite 154

★

Auf deinem Haupte liegt der Schnee
Von Anna Hilaria v. Eckhel
Seite 155

★

Der Spielplatz, einmal anders gesehen
Von Alice Weiß-v. Ruckteschell
Seite 156

★

Kinder, die uns Sorgen machen
Das nächtliche Bettnässen
Von Dr. Dr. Rudolf Günther
Seite 158

★

Deutsche Mutter in Sibirien
Roman von Leibfried-Kügelgen
Seite 160

★

Deutsche Mädel dienen dem Volk
Seite 162

★

Erziehliche Plaudereien
Seite 166

★

Liebe Eltern, was würdet ihr in diesem Falle tun?
Seite 168

★

Drei Brüder / Schluß des Romans von Felix Riemkasten
Seite 174

★

Hilfe bei der Schularbeit

2. Vorprüfung der »Sexta-Anwärter«
Seite 150

★

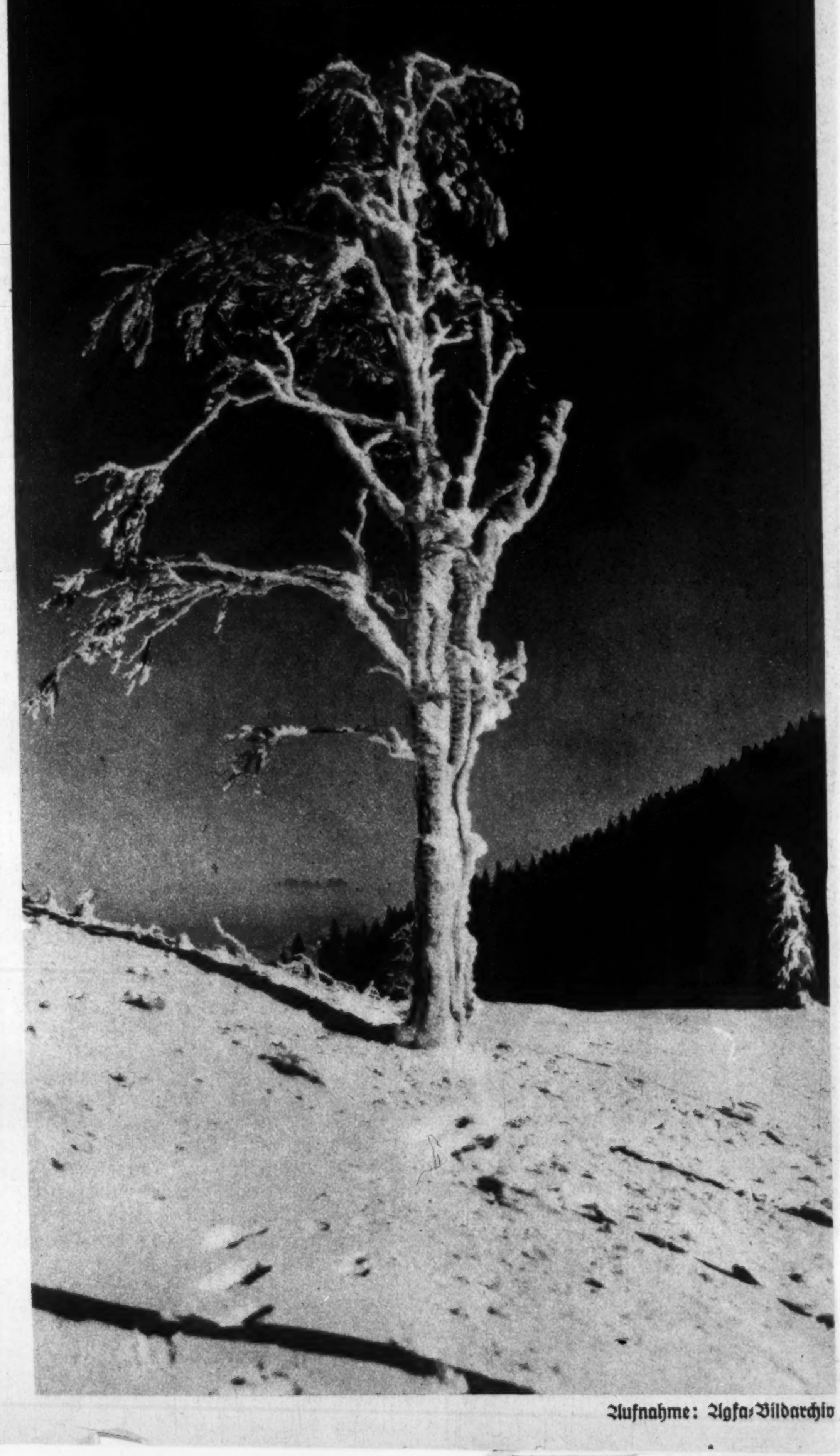
Werkunterricht
Seite 164

★

Mit Nadel und Faden
Seite 176

★

Kinderwarte
Kurzweil am Feierabend



Aufnahme: Agfa-Bildarchiv

Herr Schulleiter,

könnten Sie in diesem besonderen Falle nicht doch mal eine Ausnahme machen? ...

Es war zu Beginn des letzten Schulvierteljahrs. Alle Eltern, die ihren Jungen oder ihr Mädel nach Durchlaufen der Grundschule ab Ostern auf eine Oberschule schicken wollten, hatten ihn oder es dort angemeldet. Und die Lehrer der letzten Grundschulklasse waren von den Leitern der Oberschulen zur Abgabe des üblichen Gutachtens über die angehenden Sextaner aufgefordert worden.

Zu den Jungen, die nach dem Willen ihrer Eltern fortan auf einer Oberschule unterrichtet werden sollten, gehörte auch Günther R. Er hatte zwar — und das wußten seine Eltern sehr wohl! — nicht recht das Zeug dazu, dermaleinst mit seinen Leistungen den Anforderungen einer Oberschule gerecht zu werden. Er war jedes Jahr nur gerade so mit Ach und Krach versetzt worden, und nur durch Nachhilfestunden war es dem an sich strebsamen Jungen gelungen, ein Herbstzeugnis zu erhalten, das ihm genügende oder, wie es heute heißt, ausreichende Leistungen in allen Fächern bescheinigte. Sein Klassenlehrer hatte den Eltern wiederholt geraten, sich den Plan, ihren Jungen auf die Oberschule zu schicken, aus dem Kopf zu schlagen. Ohne Erfolg! Denn, so war ihre Meinung, was soll denn ein Junge, der bloß die Volksschule besucht hat, im späteren Leben einmal anfangen? Außerdem waren Günters sämtliche Vettern und Basen auf der Oberschule, und Günters Spielkameraden, mit deren Eltern „man" verkehrte, auch. Und endlich: „Man hatte es dazu!"

Darum scheiterten alle Versuche des Lehrers, die Eltern von ihrem Vorhaben abzubringen, und seine eindringlichen Vorstellungen, seine Hinweise auf die schwachen Leistungen des Jungen und auf den Erlaß des Reichserziehungsministers betr. die „Schülerauslese an den höheren Schulen" waren in den Wind geredet. Günter wurde zur Aufnahme in die Oberschule und zu der diese Aufnahme entscheidenden Prüfung angemeldet.

Sein Lehrer sollte nun ein Gutachten über ihn abgeben. Und das nahm er zum Anlaß, die Eltern ein letztes Mal zu sich zu bitten, um ihnen in letzter Stunde noch einmal ins Gewissen zu reden.

Er führte ihnen Günters schulischen Werdegang vor Augen. Er erkannte seinen Fleiß und sein gutes Betragen, auch die verständige Mithilfe des Elternhauses an. Aber das sei für den erfolgreichen Besuch einer höheren Schule nicht ausschlaggebend. In die höhere Schule sollen nur die „wirklich Geeigneten" aufgenommen werden, und zu ihnen ist ein Junge, der den Lernstoff der Grundschule nicht ohne Nachhilfe bewältigen konnte, nicht zu rechnen, auch dann nicht, wenn er ihn im Augenblick ausreichend beherrscht. Denn nicht der angelernte Wissensstoff oder die einexerzierten Fertigkeiten können als Grundlage für den Weiterbau durch die höhere Schule gewertet werden, sondern die vorhandene Denkfähigkeit, die Fähigkeit selbständig zu arbeiten, mit einem Wort: die Gesamtreife. Unter ihr versteht der „Auslese-Erlaß" des Reichserziehungsministers, der sowohl für die Oberschule wie für die Grundschule bindend ist und bei der Abgabe des geforderten Gutachtens als Richtschnur zu dienen hat, nicht nur g u t e Leistungen in den einzelnen Fächern, sondern auch körperliche und charakterliche Qualität.

Das alles sagte Günters Lehrer den Eltern, wobei er zugab, daß der Junge sowohl körperlich wie charakterlich in Ordnung sei, im übrigen jedoch brächte er nicht die Voraussetzungen mit, die bei einem Schüler der Oberschule erwartet werden. Der nationalsozialistische Staat stellt an die schulische Erziehung seiner Jugend strenge Forderungen. Der Junge, der diesen nicht entspricht, wird nicht in die höhere Schule aufgenommen und muß aus ihr, sollte er schon das Ziel der Sexta nicht erreichen, entlassen werden.

Gerade diese Tatsache hielt der Lehrer Günters Eltern vor Augen, und immer wieder versuchte er ihnen deutlich zu machen, daß eine abgeschlossene solide Volksschulbildung für einen Jungen viel besser sei als eine nicht abgeschlossene sogenannte „höhere" Schulbildung. Er könne deshalb, ganz abgesehen davon, daß er gegenüber den ministeriellen Weisungen gehorsam und vor sich selber gerecht bleiben müsse, „um Günters willen" diesen nicht der Oberschule zur Aufnahme empfehlen.

Günters Eltern hatten „nach Eltern Art" manche Behauptung des Lehrers zu entkräften versucht, schließlich jedoch seiner unerbittlichen logischen Schlußfolgerung zustimmen müssen. Wenn der Lehrer jedoch geglaubt hatte, daß sie aus dieser Erkenntnis die Konsequenz ziehen und von dem Wunsche, Günter auf die Oberschule zu bringen, zurücktreten würden, so sah er sich getäuscht. Denn Günters Vater überraschte ihn mit der naiven Frage: „Könnten Sie in unserm besonderen Fall nicht doch mal eine Ausnahme machen?" Wobei er den „besonderen Fall" auf seine Art „beleuchtete": Die Möglichkeit mit dem Reifezeugnis der Oberschule einen weit einträglicheren Be-

ruf zu erreichen als mit einem Abgangszeugnis von der Volksschule, die Familientradition im Hause R. und die gesellschaftliche Verpflichtung, die Kinder auf eine höhere Schule zu schicken, und endlich auch der Hinweis, daß man es sich leisten könne, dem Jungen eine gediegenere Schulbildung angedeihen zu lassen, daß man Nachhilfestunden bezahlen könne usw., wurden hierbei angeführt.

Aber Günters Lehrer blieb unerbittlich; selbstverständlich unerbittlich. Und sein Gutachten, das er dem Direktor der Oberschule über Günter einreichte, trug das Schlußurteil: „Die Grundschule vermag Günter R. nicht der Aufnahme in eine höhere Schule zu empfehlen."

Mit dem Erfolg, daß Günter R. doch in die Oberschule aufgenommen wurde. Nicht, als ob sich die Oberschule einfach über das Urteil der Grundschule hinweggesetzt hätte. Aber die Eltern hatten den Direktor der Oberschule bestürmt, ihrem Jungen doch wenigstens die „Chance der Aufnahmeprüfung und der Bewährung" zu geben. Und weil der Andrang zur Sexta in diesem Jahre sich in mäßigen Grenzen hielt, wurde Günter zur Prüfung zugelassen. Er bestand — gedrillt wie er war — diese Prüfung und wurde im Hinblick auf das Gutachten, das für die Zukunft nicht gerade das Allerbeste verhieß, unter Vorbehalt aufgenommen.

Seine Eltern schienen „den Kampf mit dem Grundschullehrer" gewonnen zu haben und trugen die Nase ihm gegenüber recht hoch. Er jedoch sagte nur: „Abwarten!"

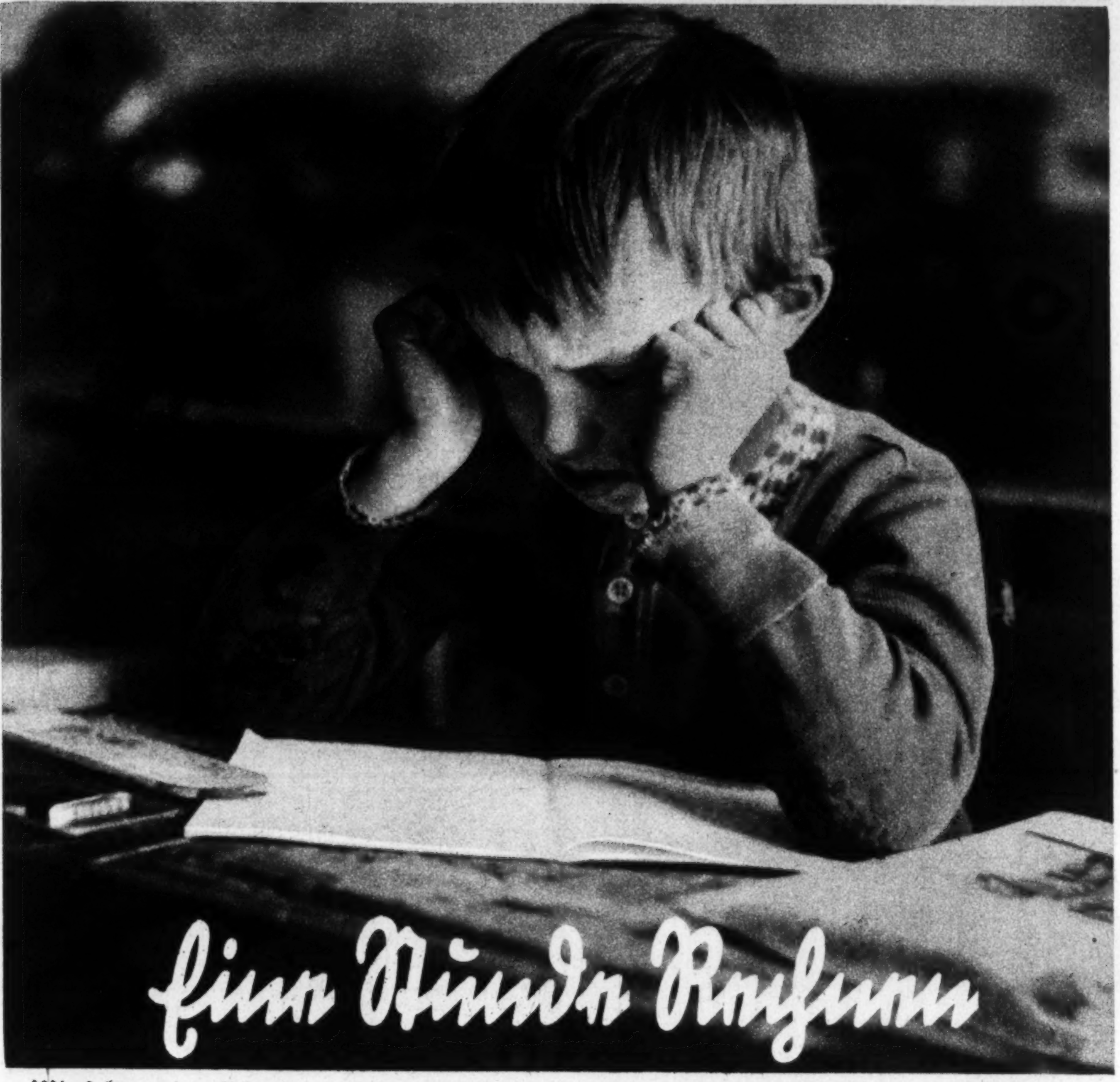
Anfangs machte sich Günter R. in der Sexta nicht schlecht; denn die Arbeit im Deutschen und Rechnen war ja in den ersten Wochen eigentlich nur eine Wiederholung des Grundschulstoffes und mußte es sein, um die Schüler, die ja aus den verschiedensten Volksschulen zur Sexta gekommen waren, erst mal „gleichzurichten". Auch mit der Fremdsprache hatte es keine besonderen Schwierigkeiten. Als aber im Laufe der Zeit die Zügel straffer gespannt, das Arbeitstempo beschleunigt, und an das selbständige Denken größere Anforderungen gestellt wurden, als außerdem, wie es für den nunmehr Zehnjährigen selbstverständlich war, der HJ.-Dienst einen Teil seiner Zeit, seiner Arbeitskraft und seines Interesses in Anspruch nahm, da zeigte es sich, daß Günter den Anforderungen der höheren Schule doch nicht gewachsen war. Da trat haargenau das ein, was der Grundschullehrer wohlmeinend und warnend den Eltern prophezeit hatte: „Nachhilfestunden" wurden nötig, ohne daß die Leistungen wesentlich besser wurden, es gab Tränen und Verärgerung im Elternhaus und viel Geschimpfe auf die Schule, auf die HJ. und nicht zuletzt auf Günter, der nach und nach jegliche Haltung verlor, nervös und zerfahren und völlig mutlos wurde. Er hatte eben nicht das Zeug zu einem „höheren Schüler", von dem man trotz aller belastenden Nebenumstände — soll die höhere Schule nicht ihren Sinn verlieren, Männer heranzubilden, die dereinst berufen sind, Führer auf den mannigfachsten Gebieten unseres politischen, geistigen und wirtschaftlichen Lebens zu sein — gute Leistungen verlangen muß.

Und eines Tages flatterte den Eltern der berühmte „blaue Brief" ins Haus, in dem die Oberschule den Eltern den Rat gab, schon heute den Jungen aus der Schule zu nehmen, da er das Ziel der Sexta doch nicht erreichen würde und demgemäß zu Ostern aus der Schule entlassen würde.

„Hätten wir nur Ihrem Rate Folge geleistet", sagte Günters Vater zu dem Grundschullehrer, als er seinen Sohn wieder in der Volksschule anmeldete.

Könnten Sie in diesem besonderen Falle nicht noch mal eine Ausnahme machen?

Hilfe bei der Schularbeit



Eine Stunde Rechnen

Wie steht es eigentlich mit dem Lesen und Schreiben der Zahlen?

„Von rund 100 Millionen Deutschen, die es auf der Erde gibt, wohnen jetzt 80 Millionen in unserm Vaterlande."

So lese ich eben in der Zeitung. Wir wollen die obigen Zahlen in unsere „Stellentafel" eintragen:

9	8	7	6	5	4	3	2	1
Hm.	Zm.	Mill.	Ht.	Zt.	T.	H.	Z.	E.
1	0	0	0	0	0	0	0	0
	8	0	0	0	0	0	0	0

Und erklären uns diese Tafel:

E.	= Einer	in	der	1.	Stelle
Z.	= Zehner	„	„	2.	„
H.	= Hunderter	„	„	3.	„
T.	= Tausender	„	„	4.	„
Zt.	= Zehntausender	„	„	5.	„
Ht.	= Hunderttausender	„	„	6.	„
M.	= Millioner	„	„	7.	„
Zm.	= Zehnmillioner	„	„	8.	„
Hm.	= Hundertmillioner	„	„	9.	„

Damit ist unsere Zahlenreihe nicht erschöpft. Der Zahlenraum ist unendlich. Für den künftigen „Sextaner" genügt es aber, wenn wir uns mit sechsstelligen Zahlen tummeln, die aber sicher lesen und schreiben können. Daß 1000 Millionen eine Milliarde sind, weiß Peter auch, schreibt auch eine Milliarde (und mehr) in Ziffern und ergänzt die „Stellentafel".

Zerlege 340 516! (Hübsch die Zahlengruppen zu Dreien beachten! Zwischen Hundertern und Tausen-

Hilfe bei der Schularbeit

2. Vorprüfung der „Sexta-Anwärter“

dern, zwischen Hunderttausendern und Millionern usw. ist ein kleiner Abstand beim Schreiben! aber kein Komma setzen! Nicht so: 123, 340, 516! Sondern so: 125 340 516!)

340 516 ist 340 000 + 500 + 10 + 6. Nach den Zahlstufen zerlegt: 340 516 hat 3 Ht. + 4 Zt. + 0 T. + 5 H. + 1 Z. + 6 E.

6	5	4	3	2	1
Ht.	Zt.	T.	H.	Z.	E.
3	4	0	5	1	6

Schreibe folgende Zahlen mit Ziffern: 2 Ht. 6 T. 3 H. 2 Z. 4 E. (206 324!). Die fehlende Zahlstufe „Zehntausender“ füllen wir mit einer Null aus! — 3 Ht. 4 T. 6 H. 5 Z. (304 650). Die fehlende Einer-Zahlenstufe wird wiederum durch eine Null ersetzt!

Wir zählen!

In Tausendern!	Aufwärts:	von	25 000	bis	35 000
	Abwärts:	von	56 000	bis	43 000
In Hundertern!	Aufwärts:	von	70 000	bis	72 100
	Abwärts:	von	70 000	bis	68 500
In Zehnern!	Aufwärts:	von	60 030	bis	60 180
	Abwärts:	von	12 700	bis	12 550
In Einern!	Aufwärts:	von	58 990	bis	59 010
	Abwärts:	von	18 007	bis	17 990

Wir suchen Zahlen! Nach 10 999, 39 089, 99 999
Vor 12 000, 24 060, 1 000 000

Zwischen welchen Zahlen steht 11 000, 80 060, 90 900, 300 000 usw.

Schreibe folgende Zahlwörter mit Ziffern:
neunhundertsechzigtausendsiebenhundertachtundfünfzig (960 758)
einemillionvierhundertachtundfünfzigtausendsechshundertneunundsechzig (1 458 669).

Merke: Nicht nur kurze, sondern auch lange Zahlen schreibt man in einem Worte! —

Und das Gesetz unseres Zahlenaufbaus? „10 Einheiten einer Ordnung bilden 1 Einheit der nächsthöheren Ordnung.“ Und umgekehrt: „1 Einheit einer Ordnung enthält 10 Einheiten der nächstniederen Ordnung.“

(Wir fassen immer 10 Einheiten zu einem Bündel zusammen: 10 Einer = 1 Zehner, 10 Zehner = 1 Hunderter, 10 Hunderter = 1 Tausender usw.)

Wir kommen nun zum sogenannten Kopfrechnen. Oft haben wir im Leben keinen Zettel, keine Tafel zum Aufschreiben und besseren Behalten der Zahlen, da bleibt dann nur übrig, „im Kopfe“ zu rechnen. Es kommen ja sowieso nur einfache Rechnungen mit kleinen bezw. „glatten“ Zahlen in Frage. Wer z. B. 123 456 : 789 „im Kopfe“ rechnen kann, darf sich beinahe schon für Geld sehen lassen.

Wir üben: Zusammenzählen! 38 + 76, 138 + 84, 994 + 25, 7 573 + 9, 65 230 + 50, 15 260 + 90, 990 200 + 500, 740 800 + 400, 630 000 + 7 500.

Werden die Zahlen größer, so sind sie doch aber „glatt“. Aufgaben, die man schriftlich schneller „rauskriegt“, rechnet man im praktischen Leben ja auch „halbschriftlich“ (mit einem Merkzettelchen dabei!) oder ganzschriftlich. Das Ergebnis ist dann auch „sicherer“ ermittelt. — Nun aber wollen wir 35 + 75 nicht so rechnen:

30 + 70 = 100
8 + 5 = 13
100 + 13 = 113

Wir machen zwei Teilaufgaben daraus, nicht drei! Also so: Wir zerlegen den zweiten Posten in 75 + 5 und rechnen

38 + 70 = 108
108 + 5 = 113

oder:

138 + 84 =
138 + 80 = 218
218 + 4 = 222

Mit „Rechenvorteil“ arbeiten wir z. B. so:

1,85 RM + 2,97 RM
= 1,85 RM + 3,00 RM
= 4,85 RM — 3 Rpf = 4,82 RM (den Fehler von 3 Rpf zuviel beseitigen wir durch Wegnehmen in gleicher Höhe zum Schluß!) (185 + 196 = 185 + 200 — 4 usw.)

920 + 9 = 929	800 + 40 = 840	1000 + 600 = 1600
929 + 9 = 938	840 + 40 = 880	1600 + 600 = 2200
bis 1100	bis 2000	bis 7000

Und abwärts:

1 000 000	1 000 000	1 000 000	1 000 000
900 000	990 000	999 000	999 999
800 000 usw	980 000 usw.	998 000 usw.	999 998 usw.

Wir üben: Abziehen! 78 — 35, 138 — 84, 103 — 25, 7573 — 9, 65 280 — 50, 15 260 — 90, 990 700 — 500, 740 000 — 900, 1 000 000 — 9, 90, 900 usw.

Also: 78 — 35 nicht so: 70 — 30 = 40
8 — 3 = 3
40 + 3 = 43

sondern so: 78 — 30 = 48
48 — 5 = 43

138 — 84 = 138 — 80 — 4 usw. —

Mit „Rechenvorteil“: 103 — 25 = 100 — 25 = 75 + 3 = 78 (Warum,) 5,19 hl — 1,98 hl = 5,19 hl — 2,00 hl = 3,19 hl + 2 l = 3,21 hl. (Die dezimale Schreibweise lassen wir uns noch einmal durch den Kopf gehen, von der wir voriges Mal gesprochen!) — Wir können, wie gesagt, von allem nur das Wichtigste herausheben und verweisen für weiteren Stoff auf unseren „Wegweiser“, das Rechenbuch! Und eilen weiter. Zum Malnehmen! Ein paar willkürliche Beispiele:

5 · 86 = 5 · 80 + 5 · 6 = 430
7 · 218 = 7 · 200 + 7 · 10 + 7 · 8 = 1526
5 · 2450 = 5 · 2000 + 5 · 400 + 5 · 50 = 12 250
9 · 80 200 = 9 · 80 000 + 9 · 200 = 721 800
10 · 75 (1 Null an 75 „anhängen“!)
100 · 115 (2 Nullen an 115 „anhängen“!)
1000 · 3500 (3 Nullen an 3500 „anhängen“!) Warum?

Mit „Rechenvorteil“:

8 · 97 = 8 · 100 — 8 · 3! (776!)
6 · 49,98 m = 6 · 50 — 6 · 2 cm! (299,88 m)

Mit dem Teilen wollen wir die Grundrechnungsarten abschließen: Wir wiederholen zunächst das kleine Einmaleins und das mit 12, 15, 25, 50, 75 und das Zehnereinmaleins! (1 · 20, 1 · 30, 1 · 40 bis 1 · 90!) Das brauchen wir nicht nur beim Malnehmen, sondern auch beim Teilen.

100 : 2, 3, 4 bis 9 (also Teilen mit Rest dabei!)

Dasselbe mit 1000 : 2, 3 usw. —

186 : 4 = 160 : 4)
26 : 4)
= 46 Rest 2 (Zehnereinmaleins der 40!)

3600 : 3, 6, 9   24, 240, 2400, 24000, 240000 : 8
1720 : 2, 4, 8   2400 : 100, 200, 400, 800

100, 1000, 10000, 100000, 1000000 } : 10, 100, 1000 usw. Wir streichen soviel Nullen bei der zu teilenden Zahl — Das Ganze! — weg, wie der Teiler selber Nullen hat.

Also: 1000000 : 1000 = 1000000 (Warum?)

(Weitere Beispiele siehe Rechenbuch.)

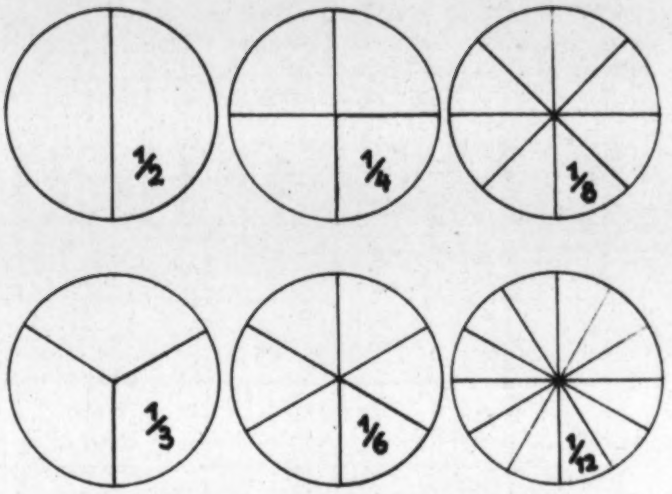
Die Zahlentafeln im Rechenbuch eignen sich vorzüglich zum Kopfrechnen. Wir wollen nicht vergessen, damit zu rechnen! —

Und nun leichte Aufgaben zur Bruchrechnung. Halbe, Viertel, Achtel — Drittel, Sechstel, Zwölftel — Fünftel, Zehntel, Hundertstel — müssen wir „verstehen“.

Es ist hier nicht der Platz, eine Einführung in die gemeine Bruchrechnung zu geben. (Siehe auch Reichs-Elternwarte Nr. 4, 1938 / Die Bruchrechnung leicht gemacht. Von Karl Jacob.) Wir wollten ja nur „verraten“, womit bei der Aufnahmeprüfung zur „Sexta“ zu rechnen ist, damit entsprechende Aufgaben geübt werden können. Es handelt sich nur um Grundlegendes, um die Anfänge. Zum Beispiel: 1 Ganzes = $^{2}/_{2}$. Wieviel Halbe sind 3 (2, 4, 5 usw.) Ganze? (Das Gleiche mit den andern genannten Brüchen.) Berechne: $^{1}/_{4}$ RM (= 25 Rpf), $^{3}/_{4}$ hl (= 75 l), $^{1}/_{3}$ Dtzd. (= 4 Stck.), $^{2}/_{3}$ Schck. (= 40 Stck.), $^{1}/_{10}$ m (= 10 cm), $^{7}/_{100}$ km (= 70 m) usw. Ergänze zu einem Ganzen: $^{1}/_{8}$ (= $^{7}/_{8}$!), $^{5}/_{8}$ (= $^{3}/_{8}$!), $^{7}/_{12}$ (= $^{5}/_{12}$!)

Mache zu Hundertsteln: 3, 5, 7 . . . . Ganze. (1 = $^{100}/_{100}$, 5 = $^{500}/_{100}$ usw. . 1 Pfd. Fleisch kostet 1,20 RM. Wir kaufen $^{1}/_{4}$ Pfd., $2^{1}/_{4}$ Pfd., $3^{1}/_{8}$ Pfd. (Ergebnis: 30 Rpf, 2,70 RM, 3,75 RM.)

1 l Wein kostet 3,00 RM. Wir kaufen $^{1}/_{10}$ l (= 30 Rpf), $^{9}/_{10}$ l (= 2,70 RM), $2^{3}/_{10}$ l (= 6,90 RM) usw. — Wir veranschaulichen so:



(Tortenstücke, Eierkuchen, Apfelsinenteile!)

— Zehntel und Hundertstel siehe Zollstock! —

Die Aufgaben von vorhin — Wir kaufen Fleisch, Wein! — führen schon in die Schlußrechnung! Der Schluß von der Vielheit über die Einheit zur Vielheit war notwendig!

An folgender Aufgabe wollen wir uns das „Schließen“ klarmachen: 4 m Kleiderstoff kosten 20 RM; wieviel kosten 7 m? — Drei Zahlen sind gegeben. Die vierte wird gesucht! Wir schließen so:

4 m = 20 RM
1 m = 5 RM
7 m = 7 · 5 = 35 RM

Und nun zum Schluß ein paar „Denk“-Aufgaben:

1. Ich denke mir eine Zahl. Wenn ich sie durch 5 teile, so erhalte ich 12. Wie heißt die Zahl? (60!)

2. Zwei Arbeiter brauchten 3 Tage, um einen Garten umzugraben. Wieviel Tage hätte es gedauert, wenn nur ein Arbeiter dagewesen wäre? (6 Tage!)

3. Roswitha war vor sechs Jahren gerade halb so alt, wie sie jetzt ist. Wie alt war sie damals? (6 Jahre!) —

Willy Kranz

Das Kind ist krank!

Nicht von den Krankheiten der Kinder, ihren Anzeichen und ihren Gefahren, von der Behandlung und den (bei ansteckenden Krankheiten nötigen) Vorsichtsmaßregeln soll hier die Rede sein. Das alles gehört in das Gebiet des Arztes, der unbedingt gefragt werden muß, wenn sich der Zustand des kranken Kindes nicht mit der Anwendung bewährter Hausmittel schnell bessert oder wenn bedrohliche Anzeichen: Fieber, Ausschläge, starke Schmerzen usw. auftreten. Nicht von der Pflege in den Tagen der kindlichen Krankheit soll also hier gesprochen werden, sondern von der Erziehung des kleinen Kranken, die ebenso nötig ist. Denn eine sorgsame Mutter muß wissen, daß sie am Krankenbette ihres Kindes (es sei vier Wochen oder fünfzehn Jahre alt) neben der pflegerischen auch eine besondere und gesteigerte erzieherische Aufgabe hat.

Diese erzieherische Aufgabe und ihre Besonderheiten wird sehr oft überhaupt gar nicht gesehen. Es gibt Mütter, die, wenn ein Kind krank ist, den ganzen Haushalt, die gesamte übrige Familie auf diese Krankheit umstellen, die hinter der Pflege des kleinen Patienten alles andere zurücksetzen und die beinahe beleidigt sind, wenn der Mann oder die anderen Kinder die Ausnahmestellung des Kranken nicht achten und ihre eigenen Ansprüche anmelden. Es kann sein, und der Arzt hat darüber zu entscheiden, daß eine solche Ausnahmestellung einmal sachlich gerechtfertigt ist; dann gehört das kranke Kind aber ins Krankenhaus. Wenn nämlich das kranke Kind diese Ausnahme- und Mittelpunktstellung daheim erlebt, dann entsteht — und je kleiner das Kind ist, desto mehr — die ernste Gefahr, daß diese Stellung dem Kinde sehr gefällt, daß es gar nicht wieder daraus herauskommen und gesund werden möchte. Es genießt seine Krankheit: die stete Aufmerksamkeit der Mutter, die freiwillige oder erzwungene Rücksicht der Geschwister, die vielleicht ungeschickte, aber trotzdem sehr willkommene Verwöhnung durch den Vater, die „Krankenbesuche" von Großeltern, Onkeln und Tanten, von Freunden und Freundinnen, die zudem fast alle noch „etwas mitbringen". Ist das nicht beinahe wie Geburtstag oder Weihnachten? Freilich: das Kind hat Schmerzen, hat Fieber, muß im Bette bleiben, muß Arznei schlucken, die vielleicht nicht gut schmeckt. Aber ist es nicht auch ganz interessant und von offensichtlicher Wirkung auf die ganze Umgebung, Schmerzen und Fieber zu haben, nicht aufstehen zu dürfen, sich so bedienen und bemitleiden zu lassen? Alle erzieherischen Verbote scheinen in der Zeit der Krankheit aufgehoben oder wenigstens leicht durchbrechbar. Man ist ja so froh, wenn das Kind nur nicht teilnahmslos daliegt, sondern wenigstens „unartig" ist. Die Krankheit entschuldigt so vieles, macht so viele Wünsche erfüllbar, wenn sie nur nicht zu unvernünftig sind. Sind sie das aber, dann kann man ja vielleicht darum kämpfen, und auch das macht Spaß. Das Kind soll ruhig liegen, das ist gewiß langweilig; aber es kann diesen uninteressanten Zustand höchst reizvoll verwerten, indem es immerfort aufzustehen wünscht, auf das Töpfchen muß, es nicht mehr aushalten kann usw. usw. Oder mal umgekehrt: indem es alle Erwachsenen wie die Puppen tanzen läßt und jeden Augenblick einen neuen Auftrag für sie hat — es darf ja doch selbst nicht aufstehen!

Verehrte Eltern, Großeltern, Onkel und Tanten: wenn Sie das alles nicht glauben, wenn Sie uns für einen Rohling halten, dann denken Sie bitte in Ihre eigene Kindheit zurück und erinnern Sie sich, wie Sie damals die Masern hatten oder wie Sie sich das Bein verknackst hatten oder wie Sie (die Eltern haben es Ihnen erst später erzählt) an einer Lungenentzündung beinahe gestorben wären. Wir sind weit entfernt davon, diese Tatsachen nachträglich zu bezweifeln, nein, Sie waren damals wirklich recht krank und hatten große Schmerzen. Aber sind Sie nicht jetzt selbst erstaunt, wieviele nette Erinnerungen Sie gerade aus den Krankheitstagen Ihrer Kinderzeit bewahrt haben? Wissen Sie noch: der gute Großvater hat Ihnen damals das schöne Märchenbuch gebracht, aus dem dann Mutter immer vorlesen mußte; und es gab alle Tage Kompott, und Sie brauchten vierzehn Tage lang keine Erbsen zu essen, die Sie so ungerne mögen. Und . . . wir können nicht alle Ihre freundlichen Krankheitserinnerungen hier aufschreiben. Wir möchten uns auch nicht dem Verdacht aussetzen, als mißgönnten wir Ihnen hinterher das Märchenbuch und das Kompott oder als empfehlen wir dicke Erbsen als tägliche Speise für kranke Kinder. Wir wollen die Eltern und ihre Miterzieher nur nachdenklich machen, weiter nichts. Jeder alte Kinderarzt kann Ihnen sagen, wie oft die Erziehungs- und Pflegepersonen um das Kind herum unabsichtliche Feinde des Arztes und der Heilung sind.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich die ganz selbstverständliche Regel: nicht allein die körperliche Pflege und die ärztliche Behandlung, auch die Erziehung des kranken Kindes muß zum obersten Ziele haben, das Kind bald gesund zu machen. Was also dazu dient, den Willen zur Gesundheit im Kinde zu stärken, das ist auch erzieherisch gut und richtig; was aber den Willen des Kindes zur Krankheit stärkt, ist erzieherisch schlecht und falsch. Es ist eine alte und von tiefer Einsicht zeugende Volksweisheit, daß Medizin „bitter" oder wenigstens schlecht schmecken müsse; wobei die „bittere Medizin" selbstverständlich oft nur bildlich gemeint ist. „Wenn es gut schmeckte und nicht weh täte, wärst du ja gern krank!" drückte das eine alte Frau einmal unverblümt aus, und die wußte bestimmt nichts von Psychologie und von Erziehungskunst.

Es ist sehr gefährlich, ein Kind über die unangenehmen Seiten und Folgerungen der Krankheit schmeichelnd hinwegzutäuschen und die schlimmen Tage der Bettlägrigkeit, erst recht die Zwischenzeit zwischen Kranksein und Gesundsein gewissermaßen zu vergnügten Ferientagen machen zu wollen. Die endliche Wie-

Weiße Glöckchen läuten

Da blüht schon im Garten das erste Schneeglöckchen. Man traut seinen Augen nicht, aber es ist tatsächlich so; silberweiß steht das liebliche Blümchen über dunklem Grund, und wir begrüßen es mit lebhafter Freude.

Zwar ist die Erde noch kalt, und wo die schwache Sonne tagsüber nur flüchtig hinkommt, in versteckten Winkeln, auf den Schattenseiten der Täler, liegen gar Reste von Schnee. Aber seien wir auch noch so früh im Jahr, wir glauben dem kleinen weißen Glöckchen mehr als dem Kalendermacher, und wissen: der Frühling ist auf dem Wege, ja, der Vorfrühling hat schon begonnen.

Es kann wohl sein, daß der Winter es noch einmal versucht, wüste Regenstürme schickt oder über Nacht sein weißes Kleid über die Erde breitet. Aber das geht vorüber und kann sich nicht halten, denn wenn die Schneeglöckchen schon blühen, dann wird der junge Lenz mit unwiderstehlicher Gewalt nachdrängen.

Ist auch die Erde noch ohne grünen Mantel und zeigen die kahlen Bäume und Sträucher ihr wirres Geäst, so steht doch bereits ein kräftiger gewordenes Licht darüber, und die eigenartige Luft des Vorfrühlings liegt wie ein linder Schleier auf der spröden Erde und gibt dem Tag jenen herbduftigen, unbeschreiblichen Reiz.

Klein und bescheiden ist des Schneeglöckchens Blüte, ein liebliches hängendes Glöckchen; aber wer aufmerksam hinsieht, erkennt gerade in der Einfachheit die schlichte Schönheit des zierlichen Blümchens, das seinen zarten Blütenschaft erhebt, um den kommenden Frühling einzuläuten.

HANS ELTGEN

verkehr der Gesundheit muß im Gegenteil dem Kinde in jeder Weise wünschenswert erscheinen. Natürlich ist auch da nicht jedes Kind gleich, also ist auch die erzieherische Behandlung verschieden. Ein sehr aktives, ungeduldiges Kind wird den Krankheitszustand schon für sich selbst unangenehm genug empfinden und daher leicht Unbesonnenheiten wagen, die schlimm ausgehen können. Solche Kinder (sobald es ihnen nur etwas besser geht, kribbelt es ihnen auch schon in Füßen und Händen, um „hinaus" zu kommen) müssen geschickt angeleitet werden, ihren Tätigkeitsdrang und ihre an sich so erfreuliche Erfahrungslust zeitweilig in eine andere Richtung zu wenden. Man kann ihnen z. B. klar machen, daß sie sonst ja viel zu selten zum Lesen, zum Zeichnen, Basteln, Kneten u. dgl. kommen oder daß sie das noch niemals recht versucht haben. Der Erfolg ist besser, wenn man ihnen keine langen Reden hält, ihnen auch nicht gleich ein Buch, oder Papier und Farbstifte oder Knetmasse auf die Bettdecke legt, sondern nur so ganz beiläufig und nebenbei davon spricht, ihnen sozusagen einen Bissen als Köder hinhält. Wenn sie in ihrem unbefriedigten Tatendurst danach prüfen, ist die rechte Zeit, darauf einzugehen und die nötigen Sachen zu holen. Das Kind muß diesen Tätigkeitsersatz für seinen eigenen Wunsch halten, dann ist's richtig; es soll *dürfen*, nicht *müssen*!

Für ein Kind, das schon in gesunden Tagen eine unersättliche Leseratte ist, wäre das gleiche Auskunftsmittel erzieherisches Gift. Gerade diese Kinder sind durch die Krankheit in Gefahr, noch unpraktischer, noch tatenunlustiger, noch zurückgezogener zu werden. Sie wünschen sich gar nicht aus dem Bett, wenn Mutter (oder Vater) auf dem Stuhl daneben sitzt und wunderbare Märchen oder ganz tolle Geschichten erzählt. Ist es Ihnen zu verdenken, wenn sie ihre Schmerzen, ihre Mattigkeit, ihre Hilfsbedürftigkeit, ohne daß sie es selbst recht wissen, ein bißchen übertreiben? Diese Art von Kindern muß in der Krankheit und ganz besonders in der Genesungszeit immer wieder, übrigens auch am besten mit List und Humor zum *Tun* angeregt werden. Bei jedem Griff, bei jeder Hilfe muß die Mutter es in den Fingerspitzen haben, ob es nötig ist oder ob man es dem Kinde allein

zumuten kann! Wir möchten nicht mißverstanden werden: man soll auch die Krankheit dieser Kinder ganz ernst nehmen, man darf sie nicht anschnauzen oder sie im Bösen auffordern, sich „zusammenzunehmen". Nein, sie müssen durchaus die Wärme, das Sachverständnis und die kameradschaftliche Zuverlässigkeit ihrer erwachsenen Erzieher spüren. Ihre erziehliche richtige Behandlung ist gerade in Zeiten der Krankheit eine Probe auf Verständnis und Geduld der Eltern, besonders der Mutter. Aber man darf mit dem geduldigen Hinleiten zu neuer Selbständigkeit, zur Selbsthilfe, mit der ruhig-sachlichen Ablehnung aller überspannten Forderungen und Zärtlichkeitserpressungen nicht nachlassen. Eben *diesen* Kindern tut im Falle einer ernsteren Erkrankung ein Krankenhausaufenthalt gewöhnlich auch erzieherisch gut. Der geschulten Schwester glückt es nämlich leichter und sicherer, die rechte Mitte zwischen Uebertreibungen und Untertreibungen in der Behandlung des Kindes zu treffen. Denn die Schwester ist zu gewissenhafter, liebevoller Pflege verpflichtet und hat zum Vorlesen und zum Märchenerzählen gewöhnlich keine Zeit.

Wir sehen: es gibt allerdings keine Rezepte für den Erzieher im Falle der Krankheit eines Kindes, wie es in der Erziehung überhaupt keine Rezepte gibt. Jeder Vater und jede Mutter muß schon selber ein bißchen nachdenken, was die Krankheitstage dem Kinde nehmen und was man ihm dafür geben könne, damit die Zeit für die Entwicklung nicht verloren sei. (Manchmal blühen die Kinder ja gerade nach einer Krankheit körperlich wie seelisch-geistig geradezu auf.) Auf gar keinen Fall darf die Krankheit selbst für das Kind ein Vorteil, etwas Wünschenswertes oder Bequemes sein, in das man sich bei bösen Gelegenheiten zurückflüchtet, um minder hart angefaßt zu werden. Wer nicht gedankenlos in die Sorge und die Zärtlichkeit hinein lebt, sondern sich eben auch in diesen Tagen der erzieherischen Verantwortung bewußt bleibt, wird es kaum falsch machen. Oder er wird zum mindesten die Wirkung eines Fehlgriffs schnell bemerken und ihn vermeiden, ehe Schaden angerichtet wird.

Hans Hajek

Auf deinem Haupte liegt der Schnee

Auf deinem Haupte liegt der Schnee
Und Gold in deinem Herzen!
Wenn ich in deine Augen seh',
Seh Freude ich und Schmerzen.

Und all die Dinge, die am Weg'
Der raschen Jugend stehen.
Ich glaub', du willst ihn mir zulieb
Zurück noch einmal gehen.

Und fröhlich scheinen unserm Pfad
Der Hoffnung Freudenkerzen;
Auf deinem Haupte liegt der Schnee
Und Gold in deinem Herzen!

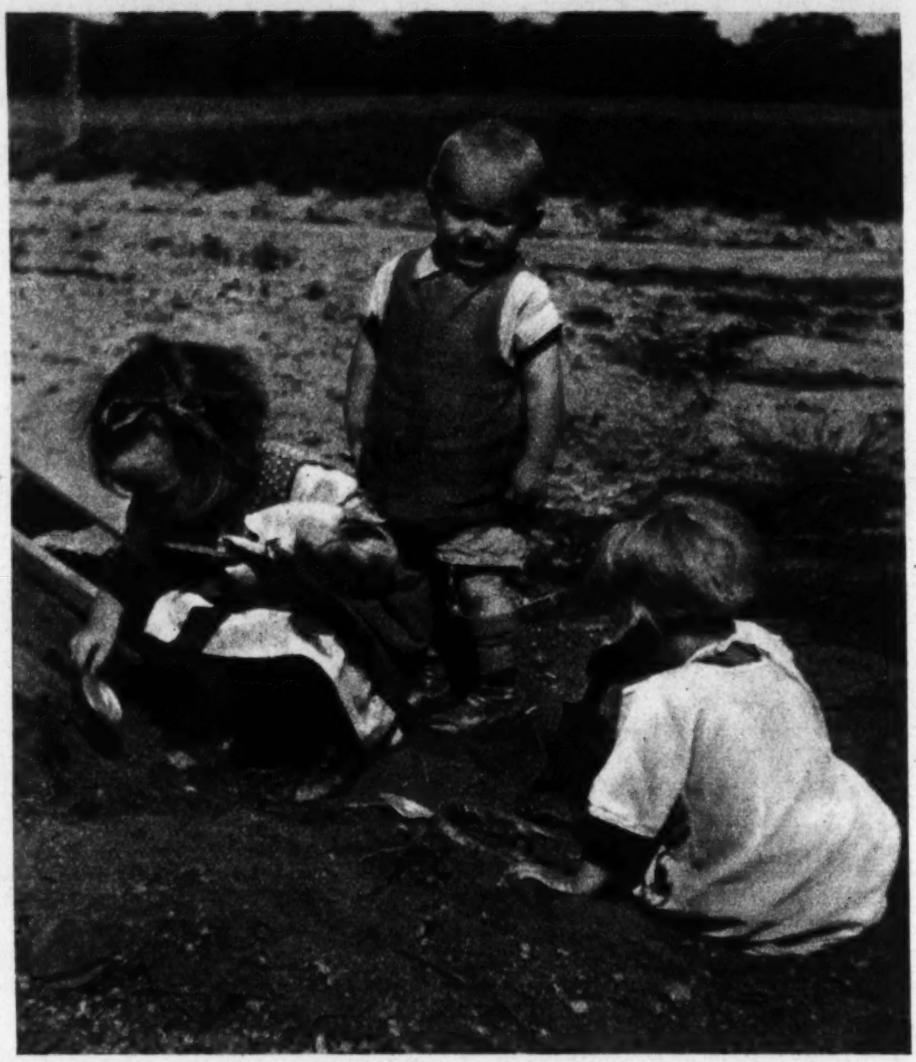
Anna Hilaria von Eckhel

Der Spielplatz e

Lange, bevor das Kind — dem engsten Familienschoß entwachsen — in die Gemeinschaft des Schullebens tritt, lernt es eine andere Gemeinschaft kennen, die einen unbeabsichtigten Maßstab an seine soziale Eignung und Erziehung legt. Dieser erste öffentliche und gemeinschaftliche Tummelplatz ist — der Spielplatz, der Sandkasten, die Spielwiese — das Fleckchen Erde, das für eine verhältnisbedungene Gemeinschaft der Kinder erschaffen und ausersehen wurde.

In Dörfern und kleineren Städten ist die Gemeinsamkeit der Kinder eine naturgegebene. Ihr großes Tummelfeld ist die Straße, die Wiese, der Wald. Sie finden sich zwanglos zusammen und vergnügen sich ungezwungen miteinander, und die sich nicht mögen oder nicht vertragen können und wollen, suchen sich andere Kameraden oder ziehen so ihres Weges — es bleibt ihnen genügend Spielraum, ohne sich aneinander zu reiben und anzuecken.

Anders in der Großstadt, wo ein freies Spielen auf der Straße sich für die Kleinen, noch nicht Schulpflichtigen aus hundert Gründen verbietet. Da gibt es ein freies ungebundenes Sich-austoben nur ein oder zweimal des Tages: wenn man an der Hand von Mutter, Schwester oder sonst eines Erziehungsbeflissenen durch die lärm- und hastvollen Straßen zum Spielplatz geführt worden ist. Dann bekommt man sein Spielkittelchen übergestreift, Eimerchen und Schippchen in die Hände gedrückt, so: nun kann's losgehen!



Dann wackelt man davon und steigt freudig bewegt in den Sandkasten. Alte Bekannte werden begrüßt, neue Erscheinungen kritisch gemustert. Ist die Höhle von gestern noch da? Wer hat Steine auf die Brüstung des Kastens gelegt? So schöne blanke Steine! Davon muß man auch haben. — Und nun erhebt sich ein ohrenzerreißendes Gebrüll: Horstchen will seine Steine nicht wegnehmen lassen, Wölfchen will sie dann wenigstens nur begucken, aber Horstchen — einmal mißtrauisch geworden — erlaubt nun auch das nicht mehr. Sehr energisch schiebt er Wölfchen weg, der zwar erst umzupurzeln droht, dann aber doch das Gleichgewicht behauptet, und nun seinerseits den Angreifer mit dem Schippchen auf den Kopf schlägt.

Erneutes Gebrüll! Horstchen will ihm das Schippchen entwinden, er aber wehrt sich, Horstchen tritt, Horstchen bückt sich nach einem Stein, Wölfchen nach einer Handvoll Sand, und als sie plötzlich unvermutet, im Eifer des Gefechtes jeder für sich in einer Ecke des Sandkastens stehen, kreischt Horstchen los:

„Mutti! Mutti, er hat mich mit Sand geworfen!"

„Du hast", sagt Wölfchen, „mit ein S-tein gesſmeißt."

„Mutti, Mutti, er hat mich — —."

„Ja, ja," sagt von der Bank her die Mutter, „ihr seid halt zwei wüste Buben."

Horstchen wundert sich sehr, daß er nicht Recht kriegt, und Wölfchen verwundert sich noch mehr, daß keiner Unrecht kriegt. Und da sie nun einmal nichts als „zwei wüste Buben" sind, so ist eben nichts mehr zu machen. Ein bißchen kleinlaut kratzt jeder in seinem Eckchen im Sande herum. Dann kommen sie sich langsam näher, und auf einmal hocken sie nebeneinander und stampfen und klopfen und buddeln sich irgend was zurecht, als sei es die natürlichste Sache von der Welt, daß sie hier einträchtig miteinander spielen.

Ist es ja auch.

Aber nicht immer geht alles so aus.

z einmal anders gesehen

Nicht nur Kinder, auch Mütter sind schon zu erbittertsten Feinden geworden, und obwohl sie Tag für Tag auf der gleichen Bank nebeneinander sitzen, gucken sie aneinander vorbei und nehmen nur jede Gelegenheit wahr, das gegnerische Kind herabzusetzen. Die Kinder merken sich das gar wohl.

„Mutti, gucke mal, die Helga tut immer Sand in ihr Täschchen."

„Ja, Margretchen, die Helga ist auch ein schmutziges Kind."

„Mutti, gucke mal, aber ich tu gar nicht Sand in mein Täschchen."

„Nein, Margretchen, du bist auch ein sauberes Kind."

„Mutti, Mutti, Margretchen hat mir die Zunge herausgestreckt!"

„Pfui, Margretchen ist ein ganz ungezogenes Mädchen."

„Mutti, aber ich bin ein braves Mädchen, ich habe nich die Zunge ausgestreckt."

Ja, man kann schon seine Beobachtungen machen. Und allmählich lernt man „seine Pappenheimer" kennen und sieht, daß es auch unter Kindern ganz bestimmte und ausgeprägte, immer wiederkehrende Typen gibt.

Da sind die kleinen besinnlichen Träumerlein, die glücklich versonnen auf ihrem Plätzchen hocken, den Sand durch die Finger und auf die Schuhspitzen rieseln lassen, hier und da wohl auch mit ungeschickten Fingerlein ein merkwürdiges Gebilde formen; es sind die Stillen, Friedfertigen, die nach keinem fragen, die an sich selber genug haben, keinen stören, keinem wehe tun. Da sind die Eifrigen, die Kuchen backen und Tunnels bauen, und mit spielerischem Ernst an einem gesteckten Ziele festhalten. Da sind die kleinen Wichtigtuer, die alles besser wissen und besser machen wollen. Dies sind die ewigen Störenfriede, die — zu Anfang ehrfurchtsvoll angestaunt, späterhin sehr lästig werden und doch nicht wieder loszuwerden sind. Und dann gibt es solche, die sich zu zweit und dritt von allen andern absondern, die keinen auf „ihre Seite" lassen, die sich so viel besser und feiner, so viel gescheiter und tüchtiger dünken als ihre kleinen Genossen. Und echte rechte Raufbolde sind da, die allen alles wegnehmen, und alles zerstören; sie zertrampeln mit der gleichen ungebändigten Herausforderung „Kuchen" und „Burgen", sie werfen mit Sand und Steinen um sich, sie eignen sich an, was gerade greifbar ist, und brüllen los wie am Spieß und beginnen die langwierigsten Prozesse, wenn ein anderes versehentlich ihren Eimer anfaßt. Da sind solche, die artig „Bitte" sagen, und gar solche, die sagen „hier, da hast du" — und dann solche, die sich plötzlich zusammenfinden im freudigen Eifer eines gleichen Spieles. Kurzum, es ist in dieser kleinen Welt, wie in der großen: Friedliche und Streithammel, Angeber und stille Dulder, Egoisten und Spottdrosseln und kleine Tränensüschen.

Ja, und wohin gehört nun dein Kind? Und wie findet sich dein Kind nun zurecht in diesem Gewusel von fremden und zufälligen Spielgesellen, die es weder gesucht noch gewollt hat, und mit denen es sich nun abzufinden und fertig zu werden hat? Und wie stellst du selber, liebe Mutter, dich dazu? Hältst du es ängstlich zurück, verteidigst du es mit dem Eifer einer guten Gluckhenne gegen alle vermeintlichen An- und Uebergriffe der andern? Oder läßt du es gewähren und sich selber zurechtfinden in der Schar seiner kleinen Kameraden?

Ich habe lange und viel beobachtet und habe gesehen, wie so ein Spielplatz seine kleinen Besucher allmählich erzog und formte. Da hat sich im Laufe eines Sommers manches abgeschliffen, manches Eckchen sich gerundet, manche rauhe Fläche sich geglättet. Manch Hörnchen und Dörnchen stieß sich ab. Und manch blasses und schwankes Stengelchen war ein herzhaftes Pflänzchen geworden. Kleine Eigenbrödler wurden gesellig und gewaltige Raufbolde friedlich. Und am heitersten waren sie immer da, wo sich die Mütter am wenigsten einmischten, wo ab und zu ein leitendes Wort genügte, statt aufstachelnder Reden verweichlichender Liebkosungen und Tröstungen oder gar heraufbeschworener Handgreiflichkeiten.

„Lasset die Kinder unter sich fertig werden und wehret ihnen nicht." Wäre das nicht ein schönes Wort, eines großen Kinderfreundes wert?

Alice Weiß-v. Ruckteschell.

Kinder, die uns Sorgen machen

Das nächtliche Bettnässen

Von Rudolf Günther

Ein Leiden, das unter Kindern und auch älteren Menschen weit verbreiteter ist, als man gemeinhin denkt, ist das nächtliche Bettnässen, die Enuresis nocturna. Soweit es sich hierbei um ein organisches Leiden handelt, steht es hier nicht zur Erörterung, aber in sehr vielen Fällen liegt gar kein organisches Leiden vor, sondern ein psychopathischer Zustand, eine Willensschwäche, also etwas, dem mit heilpädagogischen Mitteln entgegengewirkt werden muß. Wenn man erwachsene Menschen, die von der Enuresis geheilt worden sind, einmal erzählen hört, was sie alles an seelischer Qual durchgemacht haben, wie sie harte Strafe, Spott, Hohn über sich ergehen lassen mußten, wie sie an sich selbst fast verzweifelten, dann ermessen wir erst das ganze furchtbare Martyrium, das ein solches krankes Kind durchlebt. Weniger schwierig sind die Fälle, wo die Enuresis auf erzieherischer Nachlässigkeit beruht, als diejenigen Fälle, deren Basis neurotischer oder psychopathischer Art ist. Die ganze Entwicklung eines solchen Menschen wird auf das schwerste gehemmt, und wenn wir unter Landstreichern und Vagabunden viele Bettnässer finden, so muß man sich darüber klar sein, daß diese Menschen nicht Bettnässer sind, weil sie vagabundieren, die Dinge liegen vielmehr gerade umgekehrt: weil sie Bettnässer waren, gerieten sie auf die schiefe Ebene, verkamen und verlotterten. Eine ernste Feststellung, die uns veranlassen sollte, der Enuresis unsere größte Aufmerksamkeit zu schenken.

Wir wissen alle, daß ein normales, gesundes Kind bei richtiger Gewöhnung am Ende des ersten Jahres tagsüber die Blase nicht mehr reflektorisch, d. h. unwillkürlich, entleert, und nach Ablauf des zweiten Lebensjahres darf es das auch nachts nicht mehr tun. Das Kind muß „sauber" sein. Sauberkeit und Regelmäßigkeit bringen diese Gewöhnung zustande, die übrigens — eine interessante Feststellung — bei Brustkindern leichter zu erzielen ist als bei Flaschenkindern.

Betrachten wir kurz die Hauptgründe für das Auftreten der Enuresis! Ein Grund ist die erziehliche Verwahrlosung. Das Kind wird nicht an Sauberkeit gewöhnt, es wird nicht regelmäßig abgehalten, die Schließmuskulatur der Blase kommt nicht unter die Willensherrschaft des Kindes. Bei Knaben ist die Enuresis häufiger als bei Mädchen. Es handelt sich stets um ein chronisches Leiden, das sich mit zunehmendem Alter des Kindes normalerweise verliert. Größte Vorsicht ist aber am Platze, wenn sich das Leiden erst bei größeren Kindern, vielleicht erst im Pubertätsalter, einstellt, denn dann kann die Erkrankung eine Folge der Neigung des Kindes zur Epilepsie sein.

Psychopathisch veranlagte Kinder sind häufig Bettnässer. Zur Klärung des Begriffes Psychopath sei hier gleich eingeschoben, daß Psychopathen weder geistig noch sittlich irgendwie minderwertige Menschen zu sein brauchen, es handelt sich bei ihnen nicht selten um geistig hochstehende, vielfach künstlerisch veranlagte, sittlich wertvolle Menschen, und wir können verstehen, daß gerade diese Hochwertigen besonders schwer unter ihrer Krankheit leiden.

Schwachsinnige Kinder nässen die Betten, das ist verständlich. Ihre Empfindlichkeit für Reize ist herabgesetzt, sie sind, wie man das laienhaft ausdrückt, stumpfsinnig. Ihr Schlaf ist oft abnorm tief. Sie empfinden auch den Reiz zum Entleeren der überfüllten Blase nicht, „es klingelt nicht". Hier bedarf es großer Geduld und liebevoller Führung, um durch eine sachgemäße Erziehung die in einem solchen Kinde wohl verkümmert vorhandenen Anlagen so weit zur Entfaltung zu bringen, daß aus ihm ein sozial brauchbarer Mensch wird. Enuresis auf Grund hysterischer Veranlagung scheint selten vorzukommen. Sie ist, wo sie bei Hysterischen auftritt, weniger eine Folge der Hysterie als eine Folge von damit einhergehenden Bewußtseinstrübungen oder bestimmter Traumeinstellungen.

Strafen, Spott, Demütigung und dergleichen sind bei Bettnässern gänzlich unangebracht. Sie entmutigen nur, während doch das Kind gerade des ermunternden Zuspruches bedarf. Auch ärztliche Heilversuche können (von organischen Erkrankungen abgesehen) im günstigsten Fall eine suggestive Wirkung erzielen. Helfen kann nur eine planmäßige Weckung und Stärkung des Willens. Und damit ist schon gesagt, wo die Grenze der Heilbarkeit solcher Kinder liegt, eben dort, wo der Wille nicht weiter erzogen werden kann.

Wenn einem bettnässenden Kinde geholfen werden soll, so ist es am besten, wenn das Kind aus seiner Umgebung auf einige Zeit entfernt und in einer Anstalt oder in der Familie eines Heilpädagogen untergebracht werden kann. Dort wird das Kind an eine ganz regelmäßige Tageseinteilung gewöhnt. Das Kind wird nach modernen hygienischen Grundsätzen ernährt, die Nahrung muß kräftig und reichlich, aber dabei reizlos sein. Die Abendmahlzeit wird zeitig (spätestens 6½ Uhr bis 7 Uhr) eingenommen, Getränke werden dabei vermieden. Vor dem Schlafengehen wird der Körper des Kindes warm gewaschen, am vorteilhaftesten ist es, wenn das Kind täglich vor dem Zubettgehen ein Bad nehmen kann. Vor dem Niederlegen muß das Kind seine Blase entleeren. Gegen 10 Uhr abends wird das Kind geweckt. Die Erfahrung lehrt, daß das Bettnässen häufig in der zweiten Schlafstunde stattfindet. Um 1 Uhr nachts wird das Kind ein zweites Mal geweckt und muß die Blase gründlich entleeren. Gründlich! Das Kind ist natürlich verschlafen, deshalb muß die beaufsichtigende Person da gut aufpassen. In der ersten Zeit wird es so sein, daß das Kind bei dem Wecken bereits das Bett naßgemacht hat. Selbstverständlich darf man das Kind deswegen nicht schelten oder gar strafen; es wird gewaschen, bekommt eine frische Unterlage (Torfmullunterlage sehr zu empfehlen!) und darf dann weiterschlafen. Bald wird es sich herausstellen, daß das Bettnässen seltener wird oder auch ganz aufhört. Jetzt kommt für den Erziehenden alles darauf an, in dem Kinde den festen Willen und den Ehrgeiz zu wecken, sauber zu werden bzw. zu bleiben. Dazu dient das Lob, das dem Kinde ge-

Kleiner Liebling

Aufn.: Jutta Selle

spendet wird und für das solche Kinder besonders empfänglich sind. Sehr wichtig ist es, dem Kinde Willensziele zu stecken. Das Kind bekommt angemessene, seinen Kräften entsprechende Aufgaben übertragen. Dadurch wird es an Pflichttreue, Sorgfalt und Pünktlichkeit gewöhnt. Diese Aufgaben werden nach Dauer und Schwierigkeit systematisch gesteigert. Das Wecken in der Nacht ist dem Kinde unangenehm, man macht ihm darum klar, daß das Wecken unterbleibt, sobald es sein Bett nicht mehr naß macht. So pflanzt man Motive des Willens ins Unbewußte, so erzieht man systematisch den Willen des Kindes.

Tagsüber muß das Kind sich möglichst viel im Freien herumtummeln und seinen Körper dem Licht und der Luft aussetzen. Gartenarbeit, Spaziergänge, sportliche Uebungen wechseln miteinander ab. Morgengymnastik und Atemübungen sind Selbstverständlichkeiten. Soweit es sich um schulpflichtige Kinder handelt, muß auch Gelegenheit zu Unterricht in begrenztem Umfange geboten werden.

Es mag den Eltern von an Enuresis leidenden Kindern zum Troste gesagt werden, daß eine Besserung des Leidens, abgesehen bei völlig schwachsinnigen Kindern, stets, eine völlige Heilung sehr oft erzielt wird. Die Dauer der Unterbringung des Kindes in einem Heim oder in einer Familie hängt von der Persönlichkeit des Kindes weit mehr als von der Schwere des Leidens selbst ab und geht von vier Monaten bis zu einem Jahre und länger.

Eine leidige Sache ist es, daß bei scheinbar geheilten Kindern leicht Rückfälle eintreten. Man kann sie vermeiden, wenn man nach Rückkehr des Kindes in die eigene Familie die Willenserziehung des Kindes fortsetzt und sich zu diesem Zwecke von dem Heilpädagogen beraten läßt, der das Kind behandelt hat. Gegebenen Falles ist eine (meist kurze) Wiederholung der Kur notwendig.

Die Enuresis ist ein Leiden, das große Aufmerksamkeit verdient. Gewiß verliert es sich oft bei zunehmendem Alter, aber durchaus nicht immer. Vor allem aber sind die allgemeinen Folgen dieses Leidens für die Persönlichkeitsentwicklung des Kranken sehr oft überaus verheerend und überdauern das Leiden der Enuresis selbst und machen dieses um deswillen so sehr gefährlich.

Deutsche Mutter in Sibirien

Roman von Erna Leibfried-Kügelgen

„Die deutsche Reichsangehörige, Frau Erna Leibfried geb. von Kügelgen muß binnen drei Tagen Petrograd verlassen und wird zu ihrem Manne in das Orenburger Gouvernement ausgewiesen."

So lautete der Text des unscheinbaren Zettels, den ich in meiner Hand hielt.

Ich sah den „Pristaw", den Polizeigewaltigen unseres Stadtteils, entsetzt an und fragte mit einem leisen Schwanken in der Stimme: „Wie, ich mit meinen drei kleinen Mädchen, jetzt, im Januar, nach Sibirien. Das ist doch unmöglich!" Ein mitleidiger Blick traf mich aus ernsten Augen: „Auch in Sibirien leben Menschen."

„In drei Tagen nach Sibirien . . ." diese Worte klopften im Takt meines Herzschlages, sie begleiteten jeden meiner Schritte, so daß ich das bunte Treiben der Straßen von St. Petersburg, meiner Geburtsstadt, gar nicht sah.

Wie fröhlich und zuversichtlich hatte ich heute das Haus verlassen, sollte ich doch die endgültige Erlaubnis zum Bleiben in der Residenz abholen. Und nun kam es so anders — — —

Der Weltkrieg, dessen Strudel nun auch mich und meine Kleinen ergriff, hatte unsere Familie auf der sogenannten „Datsche", einem freundlichen Landhause im Nowgorodschen Gouvernement, ereilt. Wie es in Petersburg Herkommen ist, waren wir, wie alle wohlhabenderen Familien im Sommer „aufs Land" gefahren. Dort hatte ich meinem Manne, umsorgt und verwöhnt, ein drittes Mädelchen geschenkt. In dieses Idyll platzte die Nachricht vom Morde in Sarajewo.

Mein Mann versuchte sofort alles, um nach Deutschland zu gelangen, aber schon vor Ausbruch des Krieges wurden die Paßangelegenheiten verzögert. Sogar auf dem Konsulat wußte man scheinbar nichts von der brennenden Gefahr und „beruhigte" die Herren. Es gelang aber meinem Manne, noch rechtzeitig Geld, Schmuck und Silber in Sicherheit zu bringen, bevor die Hand des russischen Staates sich darauf legte. Hals über Kopf mußte auch ich zurück in die Residenz, bei Nacht und Nebel zur Bahn, mein Neugeborenes im Arm.

In Petersburg, jetzt Petrograd, schien nichts verändert. Nur ein Fremdsein umgab mich, noch nie so stark empfunden. Es war, als ob das deutsche Blut heimliche, kaum bewußte Worte raunte. Freilich, eine gewisse Unruhe lag damals über den Straßen, und hin und wieder sah man herabgerissene Firmenschilder. Alles, was deutsch war, jede deutsche Aufschrift, jedes Wort wurde mit Haß verfolgt. Es war gefährlich, sich in unserer Muttersprache zu unterhalten oder sonstwie merken zu lassen, daß man Deutscher war. Auf unserer Botschaft fehlte eine der Monumentalfiguren aus schwerem Metall, sie lag im Moikafluß. Das deutsche Botschaftsgebäude bot überhaupt ein Bild der Verwüstung, mit den eingeworfenen Fensterscheiben und vielen Brandschäden. Nur die „Deutschen Rosse", wie unsere Aelteste stolz feststellte, standen noch auf dem Dache. Sie hatten der Vernichtungswut standgehalten. Gute deutsche Arbeit!

Ich entsinne mich, wie eigenartig es mich berührte, als mein Mann mich auf dem Bahnhof russisch ansprach. Aber auch er mußte dem Verbot unserer Muttersprache Rechnung tragen.

Schon um die Jahrhundertwende war er nach Petersburg gekommen und in leitender Stellung in einem der größten Textilunternehmen Rußlands tätig; er beherrschte die russische Sprache gut, stand aber mit der Aussprache noch immer etwas auf Kriegsfuß, wie fast alle, die diese schwere Sprache in späteren Jahren erlernen. Ueberhaupt sah man ihm den Süddeutschen auf zehn Schritt an, was ich sonst zu meiner Befriedigung, damals aber etwas ängstlich feststellte.

Mit Schaudern hörte ich von ihm von der Ermordung eines der deutschen Beamten unserer Botschaft und von vielen Ausschreitungen des russischen Mob gegenüber deutschen Bürgern. Alles, was deutsch war, wurde bekämpft, verfolgt; Entlassungen waren an der Tagesordnung. Wie viele brave deutschsprechende russische Staatsangehörige waren in schweres Herzeleid und in manchen Gewissenskonflikt gestoßen. Gewiß, sie waren „Russisch-Untertan", wie man so sagte, daher russische Staatsangehörige, aber deutsches Blut rann in ihren Adern und ließ sich nicht verleugnen, noch zur Ruhe zwingen. Bei manchem mag ja die sprichwörtliche Vasallentreue der Germanen vorgeherrscht haben, ihm manches erleichtert, er hielt sich nur an seinen Eid, aber viele mußten ihre innersten Hoffnungen und Gedanken verbergen. — —

Es ist in unserem deutschen Vaterlande allgemein nicht genügend bekannt, wie groß die Zahl der Deutschen in der Vorkriegszeit in Rußland war. Wenn man von den Reichsdeutschen absieht, die ja auch zu Tausenden und Abertausenden in das Nachbarreich strömten und dank ihrem Fleiß, ihren hervorragenden Fachkenntnissen geschätzt und gerne gelitten wurden, so bleiben noch die vielen Balten, und die große Anzahl der Kolonisten. Letztere sind zum Teil von der weitsichtigen Zarin Katharina der Großen, die ja eine deutsche Prinzessin war, nach Rußland gerufen worden. Sie sollten ihren russischen Untertanen Vorbild und Lehrmeister sein. Privilegien, allerlei Vergünstigungen machten den tatkräftigen Deutschen das Leben leichter. Blühende Kolonien, reiche Dörfer entstanden, besonders an den Ufern der Wolga. Kein einsichtiger Russe wird den segensreichen Einfluß dieser Kulturträger leugnen können. In blindem Hasse wurden diese blühenden Stätten im Laufe des Krieges zerstört, ihre Insassen vertrieben.

Allgemein wird auch in Petersburg die Zahl der Deutschen unterschätzt. Wir hatten ein reiches deutsches Leben in der russischen Residenz. Allein fünf große evangelische Kirchen erhoben ihre Kreuze über dem Gewirr der russischen Straßen. Zu jeder gehörte eine Anzahl deutscher Schulen, Gymnasien, Real-, Mädchen- und Waisenschulen. Eine große Zahl der besten Krankenhäuser war von Deutschen gegründet, wurde durch Deutsche erhalten. Hochgeschätzt waren auch bei den Russen deutsche Aerzte, Wissenschaftler, Kaufleute, Ingenieure, Techniker, Fachleute auf allen Gebieten.

Das große Kaiserliche Michael-Theater war in der Fastenzeit, in der der griechisch-orthodoxe Christ sich der weltlichen Vergnügungen enthält, oft überfüllt von deutschem Publikum, das namhafte Künstler aus aller Welt in ihren Gastspielen bewunderte.

Zwei große deutsche Zeitungen erschienen täglich. Die „St. Petersburger Zeitung", das Lebenswerk meines Vaters, später von meinen Brüdern geleitet, kämpfte an erster Stelle für alle Belange des Deutschtums. Nun hatte auch sie, die älteste Zeitung des russischen Reiches, schon zu Peters des Großen Zeiten gegründet, ihr Erscheinen einstellen müssen. Wir waren empört, ein nie gekannter Haß brannte in uns auf. Sind wir Kügelgenschen Kinder doch nicht nur als Kämpfer für das Deutschtum erzogen, nein geboren worden. Man konnte uns nicht tiefer kränken, als wenn man uns für Russen hielt, weil wir zufällig in Rußland geboren waren. Ein Stolz auf unsere rein deutsche Abstammung erfüllte uns, mischte sich doch in unseren Adern rheinisches, baltisches Blut väterlicherseits, mit holsteinischem von seiten unserer Mutter. Wir hatten ein drastisches Mittel, Unverständigen und Mißtrauischen den Unterschied zwischen Geburtsland und Abstammung klarzumachen: „Wenn ein Pferd im Kuhstall geboren wird, ist es dann eine Kuh?" Das genügte! — —

Also, jetzt stand ich an der Wende meines Lebens.

Der Sturmwind kam, die Sonne, die meinen Lebensweg so verschwenderisch beschien, verdunkelte sich. Nun galt es zu beweisen, daß der Lebenstrotz, der in mir wohnte, auch harten Zeiten standhielt.

Deutsch wollte ich sein! Und für uns im Auslande Geborenen war das Deutschtum eine unsichtbare Krone. Wir fühlten die Verpflichtung, uns unserer Vorfahren würdig zu zeigen, als unabweisbares Gebot. So hatte ich auch tapfer alles über mich ergehen lassen: Die Auflösung unseres reizenden kleinen Heims, in dem wir nun schon fünf Jahre verbracht hatten, das Verkaufen, nein, das Verschleudern der vertrauten Sachen und schließlich die Uebersiedlung mit den drei kleinen Mädchen und unserem guten Hausgeiste Selma zu meiner Mutter. Glücklich, wer in solchen Tagen mit Selbstverständlichkeit sagen kann: „Ich ziehe zu meiner Mutter."

Schwer und schmerzlich war natürlich die Trennung von meinem Manne. Unsere Männer wurden in den ersten Tagen des Krieges alle auf die Polizeiwache bestellt. Entweder gleich verhaftet und per Etappe von Gefängnis zu Gefängnis geschleppt, oder sie „durften" auf eigene Kosten in ihren Verbannungsort fahren, weil die Russen mit der ungeheuren Zahl der Verhafteten nicht fertig werden konnten. In diesem Falle wurden ihnen drei Tage zur Verfügung gestellt, um ihre Geschäfte zu ordnen. So hatte mein Mann, der lange genug in Rußland gelebt hatte, um die Gefängnisverhältnisse zu kennen, sich entschlossen, auf eigene Kosten zu reisen. Er hatte aber trotzdem unterwegs viel Schweres erlebt und landete schließlich im Tauschhofe von Orenburg. In diesem riesengroßen, ummauerten Hofe, der in früheren Zeiten dem Tauschhandel zwischen Europa und Asien gedient hatte, waren die Zivilgefangenen in den ersten Wochen des Krieges untergebracht. Ein Teil, die „Glücklichen", konnten auf meterhohem Kamelmist in den Ställen ein Obdach finden, die meisten aber mußten ohne einen Halm Stroh unter freiem Himmel kampieren, in einem Klima, in dem es im August tagsüber noch glühend heiß, nachts aber schon bitter kalt ist. Wie viele von den Gefangenen, im Alter von vierzehn bis siebzig Jahren, hatten jedoch bei der Verhaftung nichts von ihren Sachen mitnehmen können und erhielten schon in diesen ersten Tagen den Keim des Todes.

Mein Mann stammt aus einem alten württemberger Bauerngeschlecht, ist in Sindelfingen bei Stuttgart geboren und konnte, dank seiner unverwüstlichen Gesundheit, schon einen Puff vertragen, aber wie erging es zarteren, älteren Personen?

Briefe meines Mannes hatten mich erreicht, natürlich aber alle zensiert und in russischer Sprache. Ich wußte genug von den sibirischen Verhältnissen, um froh zu sein, sie nicht teilen zu müssen. Meine Verwandten setzten auch Himmel und Hölle in Bewegung, um mich und die Kleinen in Petersburg behalten zu können. Dreimal wurde unser Bleiben durchgesetzt. Auch als alle anderen reichsdeutschen Frauen die Residenz verlassen mußten, blieb ich ruhig wohnen. Bis zum Stadtoberhaupt war mein Schwager vorgedrungen und mit dem Ehrenwort des Fürsten Obolenski zurückgekehrt. Ich und die Kinder sollten unbehelligt bis zum Ende des Krieges in St. Petersburg bleiben dürfen. Aber schließlich kam der strenge Befehl des Höchstkommandierenden Großfürsten Nikolai Nikolaiwitsch, alle Reichsdeutschen ohne Ausnahme auszuweisen. Der Fürst mußte sogar seine eigene Gouvernante, die eng mit seinem Hause verwachsen war, verabschieden. Kein Wunder, daß auch für mich sein Versprechen keine Gültigkeit haben konnte. Auch meines Bleibens war nicht länger, der Zettel in meiner Hand ließ keinen Zweifel aufkommen: „In drei Tagen nach Sibirien." — —

Wie sollte ich das nur meiner lieben Mutter beibringen, was würden meine Brüder, Schwestern und Freunde sagen? Und dennoch — es hätte noch schlimmer kommen können, hatte ich doch die Erlaubnis erhalten, zu meinem Manne zu fahren. Das war Glück im Unglück. Wie oft wurden sonst Ehepaare, Geschwister, Eltern und Kinder durch die russische Behörde getrennt, auseinandergerissen auf Hunderte von Kilometern in Ungewißheit und Qual. Trotz Schreck und Angst fing dennoch leise eine helle Glocke in meinem Herzen an zu klingen: „Wiedersehen, Wiederbeisammensein, gemeinsam Kämpfen . . .

Nun begannen hastige Vorbereitungen, ein neuer Plan wurde mir dringend empfohlen. Die zwei älteren Mädchen, Irmgard, unsere braune, lebhafte Große und das Blondchen, die zweijährige Rotraut bei der guten Omama zu lassen. Der Krieg konnte ja nicht lange dauern! In ein paar Monaten mußte das Morden aufhören. „Denk nur an die Flieger, die großen Kanonen!"

In diese Zweifel und Erwägungen hinein kam ein Telegramm meines Mannes: „Nimm unbedingt alle drei Kinder mit, Selma, reichlich Wäsche, Matratzen, Kissen, fürchte Dich nicht, Robert."

Also entschieden.

Und wie dankbar war ich später meinem Manne für diese Antwort auf mein ratloses Telegramm. Wie viele Eltern sahen ihre Kinder nie wieder, wie vielen wurden sie fremd oder eine ungewohnte Last.

Von allen Seiten wurden nun Geschenke gebracht: praktische warme Sachen für die sibirische Kälte, gute Ratschläge hagelte es, auch ängstlich geflüsterte Worte: „Weißt du auch, im Osten herrschen immerzu die Pocken, und Erika ist noch nicht geimpft." „Eine deutsche Frau ist vor kurzem auch zu ihrem Manne gefahren — sie ist nie angekommen, einfach verschwunden!" „Wölfe gibt es in der Gegend, im Januar, Februar sind sie besonders wild und blutdürstig."

Ach, alles ging in ein Ohr herein, aus dem anderen hinaus. Ich will, ich werde tapfer sein!

Meine Schwestern nähen unermüdlich. Zum Schluß entsteht ein niedliches Steckkissen aus Katzenfell, auf roter Seide gefüttert, für die kleinste Sibirienreisende, unsere halbjährige Erika. Aber eine neue Schwierigkeit tritt ein: allein kann ich die Fahrt nicht wagen. Drei kleine Kinder, das älteste vier Jahre alt, auch eine Mutter hat nur zwei Hände. Unsere treue Selma aber kann sich nicht entschließen, gegen den Willen ihrer alternden Mutter uns in das Ungewisse zu begleiten. Sie vergießt Ströme von Tränen, und man merkt ihr an, wie schwer ihr die Trennung von der geliebten Familie fällt. Da entschließt sich die Köchin meines ältesten Bruders, eine starkknochige, äußerst tüchtige Person, die auf den poetischen Namen „Rosi" hört, der zu ihrem pockennarbigen Gesicht schlecht paßt, uns freiwillig zu begleiten.

Die bewilligten drei Tage verfliegen wie ein bunter Traum. Es ist vielleicht ganz gut, denn das Abschiednehmen ist auf die Dauer unerträglich, und in den Nächten erscheinen in schlaflosen Stunden dräuende, beängstigende Bilder. Aber dann ertönt auch gleich das Glöcklein, Wiedersehen, Wiedersehen . . . — —

Im Schlafwagen beginnt die Reise, schön standesgemäß und äußerst bequem. Wie wird sie enden?

Die Kinder drücken ihre Näschen an den Scheiben der Abteilfenster platt: „Omama weint!?" — „Warum pfeift denn der Zug nicht?" — „Wann fahren wir denn endlich ab?" Ach, ihr Kinder, ihr Kinder, was wißt ihr von den Gedanken und Gefühlen, die das Herz eurer Mutter bewegen?

Scheiden, das bringt Grämen!

Meine Mutter schrieb mir später, all die lieben Menschen, die uns begleitet hatten, wären verstört, wie von einer Beerdigung, heimwärts gegangen. Es war ja auch anzunehmen, daß die zarten, verwöhnten Mädelchen, besonders das jüngste Glied unserer Familie, schweren Gefahren ausgesetzt sein würden. Meiner Schwester, die sie gehegt und gepflegt hatte, erschien nun die Wohnung leer und öde. Wo waren die hellen Stimmchen hin? Keine trappelnden Füßchen in den Zimmern, auf den Korridoren. „Swei ffusammen, so gemütlich!" hatte Klein-Rotraut gesagt, als sie sich einmal zu ihr legte. Ein wahres Wort, doch wenn die „Zwei" ein trauriges junges Mädel und eine traurige alte Frau sind, dann ist es mit der Gemütlichkeit nicht weit her.

Nun sind die Gitterbettchen leer, die Tellerchen und Krüge stehen verwaist im Geschirrschrank. Ein Bilderbuch, ein Plüschtierchen, hier der Gummihund von Erika, alles erinnert an die drei anspruchsvollen, ach so geliebten kleinen Gäste.

Wo seid ihr nun, wann kommt ihr wieder? Wie wird es euch in weiter Ferne gehen? Ihr armen, verwöhnten kleinen Geschöpfe, was sollt ihr in Sibirien?

Scheiden, das bringt Grämen.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Mädel d

Auf Fahrt in den Frühling

Die nationalsozialistische Weltanschauung kennt nur eine Freiheit des deutschen Menschen: die Freiheit zum Dienst am Volk. Dieser Dienst am Volk, dieser Einsatz des Einzelnen für die Gemeinschaft ist die Grundlage des Lebens des deutschen Menschen. Er beginnt in frühester Jugend und endet im höchsten Alter, und niemand kann und mag sich der Verpflichtung zum Dienst entziehen. Der Begriff „Dienst" hat dadurch seine höchste Weihe erhalten. Er geht nun nicht mehr nur einen Teil der Nation an, er ist nun nicht mehr nur ein Privileg des Soldaten, des Mannes — er gehört heute ebenso zum Leben des deutschen Mädels und später der deutschen Frau und Mutter. Welch eine Wandlung hat sich hier in wenigen Jahrzehnten vollzogen! Kaum ein Beispiel der völligen Neuordnung des deutschen Lebens vermag diese so zu verdeutlichen, wie gerade der Dienst des deutschen Mädels am Volke.

Nicht, als ob in dem Mädchen der Gegenwart die Sehnsucht nach einem sorgenfreien Leben erloschen wäre und von ihnen der Traum vom großen Glück nie geträumt würde! Sehnen, Hoffen und Wünschen ist nach wie vor das Recht der Jugend geblieben. Was aber durch den Wandel im gesamten weltanschaulichen Denken der Nation anders geworden, das ist eben die Einstellung zum Dienst und zum Dienen für andere, selbst wenn beide durch ein Muß bedingt sind. Dienst und Arbeit sind von der neuen Zeit, die den „Adel der Arbeit" kündet, ihres Schimpfs entkleidet und zu den höchsten Tugenden des Deutschen erhoben worden. Mit dem Erfolg, daß heute jede ehrliche Arbeit und jeder Schaffende — er mag stehen, wo er wolle — geehrt werden, jeder Müßiggänger jedoch nicht mehr beneidet, sondern aufrichtig verachtet wird.

„Dienen" gehört deshalb heute zu hehrsten Obliegenheiten des deutschen Mädchens und zwar nicht nur in dem engen Wortsinne des Bedienens (wie man das bekannte Goethezitat „Dienen lerne beizeiten das Weib ..." wohl auslegen muß), sondern in dem erweiterten Sinn des Wortes, das den Begriff „Dienst am Volke" in sich trägt.

Dienst am Volke, Dienst an der Allgemeinheit glaubten einst auch jene durchaus ehrenwerten „Frauen und Jungfrauen" aus sog. besseren Kreisen zu leisten, wenn sie als Angehörige eines „patriotischen" oder Wohltätigkeitsvereins dann und wann in die Häuser der Armen und Bedrängten gingen, um diesen zu helfen. Was die heutige Jungmädchengeneration tut, ist etwas ganz anderes! Ihr ganzes Leben ist Dienst am Volk. Sie leben ihr Leben für die Allgemeinheit. Wenn sie Sport treiben, so tun sie es, um ihren Körper lebenstüchtig und sich selber gesund zu erhalten im Hinblick auf die künftige Mutterschaft. Ihr Spiel gilt der Entspannung des Geistes und der gesunden Lebensfreude und ihre Beschäftigung mit schöngeistigen Dingen und ihre künstle-

Rast auf der blühenden Wiese

Der Führer hat seine Mäd

el dienen dem Volk

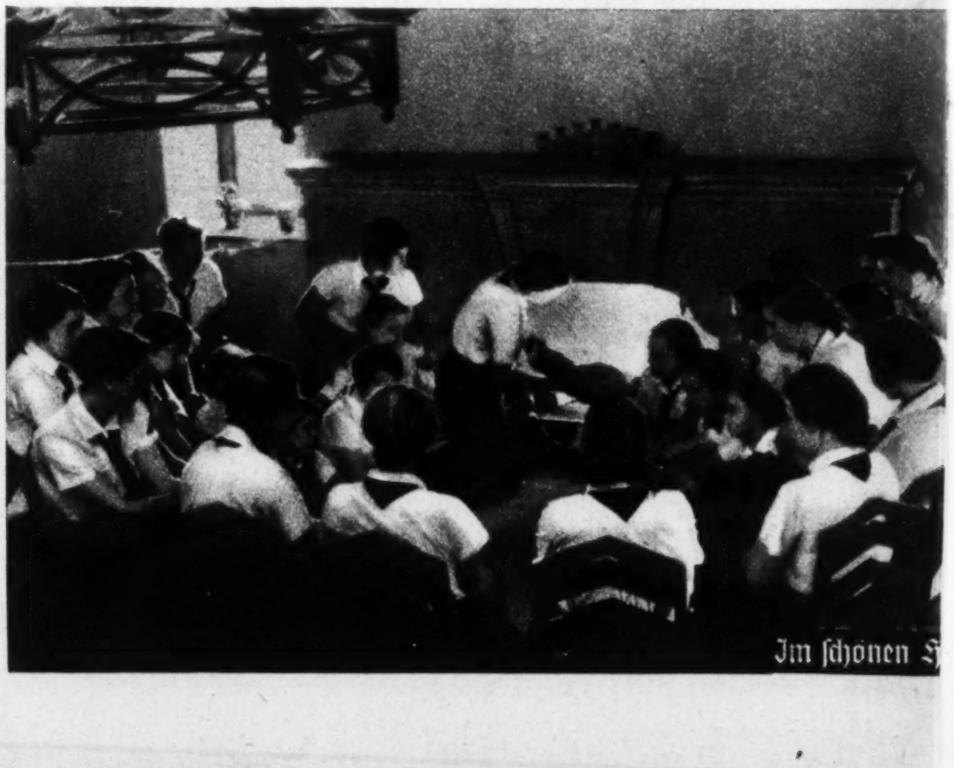
rische Betätigung gelten der Pflege des Gemütes, um später einmal ihren Lebenskreis, die Familie, damit erfüllen zu können. Um des Volkes willen! Sie wollen weder die „zarte Blume" der Vorkriegszeit sein, noch mit Nagelschuhen und zerzaustem Haar herumlaufen, wie es der vermännlichte Typ der Inflationsjahre für richtig hielt. Sie wollen Frau sein oder werden. Sie bejahen aus vollem Herzen die Ehe, ohne jedoch ängstlich auf den Mann zu warten, der sie „nimmt". Sie formen ihr Leben nach den eigenen Gesetzen einer bewußt lebenden Jugend, die sich zu jeder Stunde im Dienste des Volkes weiß und mit stolzen und hellen Augen in die Zukunft schaut.

Mit dem zehnten Lebensjahre tritt das deutsche Mädel in den „Bund deutscher Mädel" ein, um nunmehr seine junge Kraft für die Volksgemeinschaft einzusetzen. Es gehört nun nicht mehr allein dem Elternhause und der Schule. Ein Höheres tritt nun in seinen Lebenskreis: die Pflicht zum Dienst am Volk. In diesem Augenblick beginnt es bewußt, sein Schicksal in das Gesamtschicksal des Volkes zu verschmelzen. An den ihm hier auferlegten kleinen Pflichten und Obliegenheiten muß es zum erstenmal beweisen, ob es sich als dienendes Glied in die Gemeinschaft einzugliedern gewillt ist. Der Grundsatz der Freiwilligkeit zwingt es, aus sich heraus zu zeigen, ob es gewillt ist, sein deutsches Schicksal, Dienerin des Volkes zu sein, als selbstverständlich auf sich zu nehmen. Schon vor der Machtübernahme haben Tausende deutscher Mädel bewiesen, daß es für sie keine höhere Verpflichtung geben konnte, als die des Einsatzes für Deutschland, und heute gibt es wohl kein Mädel, das nicht freudigen Herzens an seinem Teil am Aufbau des Reiches mittragen wollte. Durch sein ganzes junges Leben begleitet nun die Pflicht das deutsche Mädel. Immer wieder wird sein Einsatz für die Gesamtheit gefordert, sei es im Landjahr, im hauswirtschaftlichen Pflichtjahr oder im Arbeitsdienst. Hier sind von deutschen Mädels schon Leistungen vollbracht worden, die eine frühere Zeit überhaupt nicht zu hoffen gewagt hätte. — Hier aber vollzieht sich noch eins, das wir nicht aus den Augen verlieren wollen: vor diesem Willen zur gemeinsamen Hingabe an den Dienst für das Volk vergehen alle noch überkommenen Klassen- und Standesunterschiede. Es gibt nun keine „höheren Töchter" mehr, wie es auch keine verachteten „Dienstmädchen" mehr gibt! Denn sie sind ja jetzt alle „Dienst-Mädchen" — aber in einem höheren Sinne.

So entsteht hier ein Stück Volksgemeinschaft, wie es schöner nicht gedacht werden kann. Nicht aus theoretischen Erwägungen und Debatten, sondern aus der Arbeit, der Pflicht, dem Dienst heraus. Was aber aus Pflicht, Arbeit und Dienst erwächst, hat Ewigkeitswert, wird in alle Zukunft bestehen. Und immer wird es heißen: **Deutsche Mädel dienen dem Volk!**

Jungmädel sammeln für das WHW

...Mäd... Kaffee und Kuchen geladen



Im schönen ...

Bastelstunde der „Reichs-Elternwarte“

Aufgeweckte Kinder fragen viel; und Jungen, die ein Interesse an naturwissenschaftlichen Dingen haben, fragen mehr als viel. Das ist eine alte Beobachtung von Eltern und Erziehern. Wer möchte nicht gern den Wissensdurst der kleinen Naturforscher befriedigen! Aber oft ist es so, daß eine einfache Antwort auf die Frage des Kindes nicht genügt. Wir spüren das selbst. Und der Junge ist auch nicht damit zufrieden, das merken wir daran, daß er lustig weiterfragt. Sobald nämlich ein Junge dahintergekommen ist, daß auch hinter einfachen Vorgängen des täglichen Lebens eine gewisse Gesetzmäßigkeit besteht, sieht er dieses Leben plötzlich ganz anders an. Eine Welt voller Rätsel tut sich ihm auf, die er von seinem jungenhaften Standpunkt aus zu ergründen sucht. Und wo er nicht weiter weiß, fragt er.

So kann es kommen, daß etwa auf dem Spaziergang der Junge plötzlich aus heiterem Himmel fragt: „Dreht sich die Erde wirklich um ihre eigene Achse?“ Und die Gegenfrage des Vaters wird wohl fast immer erstaunt lauten: „Wie kommst du denn darauf?“ Ja, während sich die Eltern unterhielten und diesen und jenen Bekannten begrüßten, hat sich der Sohn Gedanken gemacht. Vielleicht hat er gerade gestern etwas über die Umdrehung der Erde in der Schule gehört oder vielleicht auch in einem Buche darüber gelesen. Und nun hat ihn das Problem nicht mehr losgelassen. Er hat alle Möglichkeiten durchdacht, aber die Beweise, die er gehört oder gelesen hat, genügen ihm nicht, überzeugen ihn nicht. So kommt er zu der Frage an den Vater.

Was soll nun der Vater da auf dem Spaziergang antworten? Soll er, falls er das kann, ihm vom Weltbild der Alten und von dem neuzeitlichen kopernikanischen Weltbild erzählen? Soll er alle Beweise aufzählen, die ihm gerade einfallen? Ist das große Interesse des Jungen nicht zu schade dafür, einfach so nebenbei abgespeist zu werden? In der Tat, wo das Kind wirklich tief in die Dinge eindringen will, da soll man ihm auch Gelegenheit dazu geben, es zu tun. Also muß der Vater sagen, daß er nachher zu Hause gern die Frage ausführlich beantworten will. Er mag auch hinzufügen: „Soweit ich es selbst verstehe!“

Und zu Hause ergibt sich dann die wundervolle Gelegenheit, in Erdkunde- und Naturlehrebüchern gemeinsam nachzusehen, ob sich da eine Antwort auf die Frage findet.

Die Frage hieß: „Dreht sich die Erde wirklich um ihre eigene Achse?“ — „Ist also der täglich zu sehende scheinbare Sonnenumlauf um die Erde nur Täuschung?“ möchte man weiter fragen. Was man nun auch in den Büchern finden mag, es sind alles theoretische Auseinandersetzungen und Erklärungen, die dem Jungen vielleicht einleuchten, vielleicht auch nicht!

Wie anders kann man eine solche Frage beantworten, wenn man sich der Methode des modernen Werkunterrichtes bedient, die den Schüler möglichst die Apparate selbst herstellen läßt, an denen z. B. auch Gesetze der Natur, die zur überzeugenden Beantwortung der hier von dem Jungen aufgeworfenen Frage führen, veranschaulicht werden können.

Zwei solcher leicht herstellbarer Apparate sollen hier beschrieben werden. Sie lassen sich zu Hause mit den einfachsten Mitteln leicht und billig herstellen.

Es sind zwei einfache Vorrichtungen, die zur Veranschaulichung der Pendelgesetze dienen. Von diesen Gesetzen aus läßt sich ein Versuch erklären, der von dem Gelehrten Foucault ausgeführt wurde und auch physikalisch den schlüssigen Beweis der Erdumdrehung brachte.

Wenn der Junge diese einfachen Apparate selbst gemacht hat, wird ihm das Gesetzmäßige der Pendelbewegung ein Schlüssel zum Verständnisse des obengenannten Versuches sein, wird ihn also die Darlegung des Versuches überzeugen. Und darauf kommt es an!

Es folge nun die Beschreibung der Bauweise dieser Apparate und der an ihnen auszuführenden Versuche; schließlich sei auch kurz von dem Foucault'schen Versuche berichtet.

Dreht sich die Erde?

1. Versuch: Nach welchen Gesetzen schwingen die Pendel?

Wir machen ein Pendelgestell. Als Material brauchen wir eine Spalierlatte von 1,50 Meter Länge und eine Querlatte, die etwa 75 Zentimeter lang

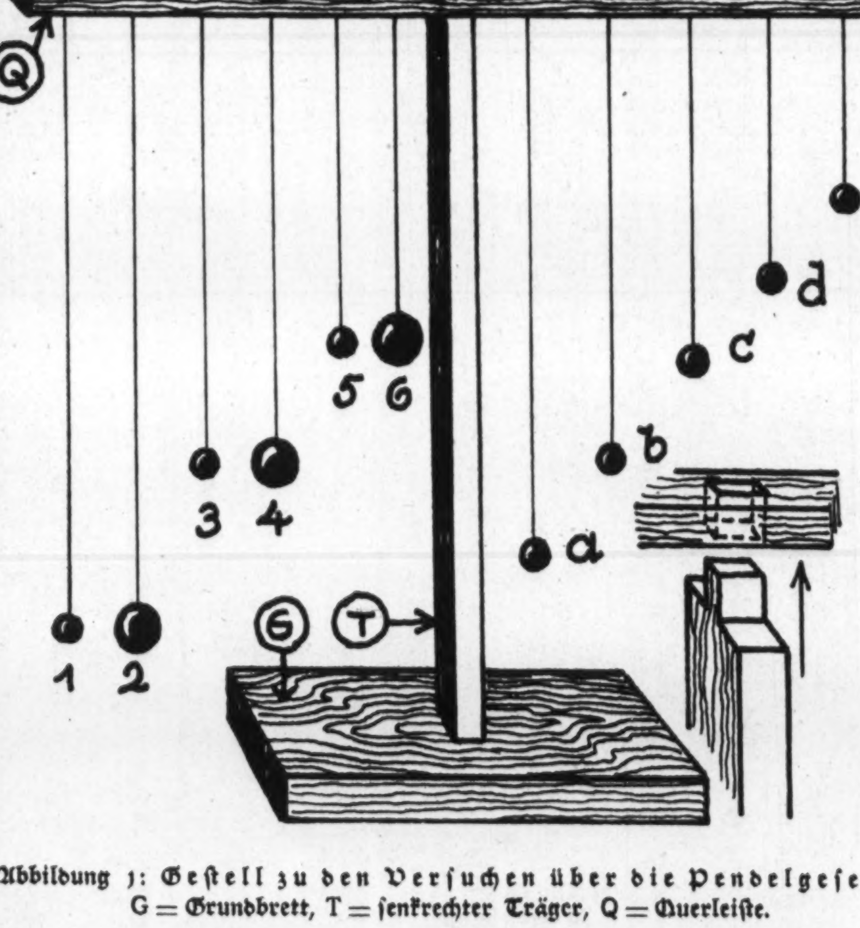


Abbildung 1: Gestell zu den Versuchen über die Pendelgesetze.
G = Grundbrett, T = senkrechter Träger, Q = Querleiste.

Werken und Bauen

sein muß. Nachdem wir beide Latten schön glatt gehobelt haben, wird die längere an einem dicken Grundbrett angebracht, in dem aus der Mitte des Brettes ein Loch ausgestanzt, die Latte eingeschoben und dann verleimt wird. Dann bohren wir in die linke Hälfte des Querholzes sechsmal und in die rechte Hälfte fünfmal in ganz gleichmäßigen Abständen je ein dünnes Loch. Durch Verzapfung befestigen wir das Querholz an dem senkrechten Träger.

Nun besorgen wir uns zehn Meter ganz dünnen Bindfaden und schneiden davon Stücke von 1,30 Meter; 1 Meter; 0,80 Meter; 0,50 Meter; 0,25 Meter ab. Jedoch müssen wir immer noch einige Zentimeter zugeben, weil das eine Ende des Fadens jeweils durch ein Loch der Querleiste gezogen wird, um mit einem Hölzchen befestigt zu werden, während am andern Ende eine Bleikugel oder dergleichen angebracht wird. Als Pendelgewicht können wir auch Holzknöpfe, Glaskugeln, Wachsstückchen und Eisenteile gebrauchen.

Die linke Seite des Querholzes erhält dreimal zwei gleichlange Pendel. Die Maße dafür sind:

Pendel 1 und 2 = 1,30 m
Pendel 3 und 4 = 1,00 m
Pendel 5 und 6 = 0,50 m

Von jedem Paar erhält das eine Pendel ein kleines Gewicht und das andere Pendel ein großes Gewicht. Also: Pendel 1, 3, 5 = kleines Gewicht; Pendel 2, 4, 6 = großes Gewicht.

Die Pendel auf der rechten Seite des Querholzes sind auf der Abbildung mit a bis e bezeichnet.

Der erste Versuch kann beginnen.

Wir stoßen zunächst ein Pendel von 1 Meter Länge an und lassen es schwingen. Wir schauen auf die Uhr und zählen die Schwingungen. Dabei stellen wir fest, daß jede Schwingung eine Sekunde dauert. Jetzt ziehen wir das Pendelgewicht etwas mehr nach der Seite, so daß also der Schwingungsbogen größer ist, und beobachten wieder. Wir stellen fest, daß auch nunmehr jede Schwingung eine Sekunde dauert.

So erkennen wir das Gesetz: Die Schwingungszahl eines Pendels ist gleich groß, ob das Pendel nun viel oder wenig ausschlägt.

Jetzt stoßen wir die Pendel 3 und 4 auf der linken Seite an. Sie haben beide auch eine Länge von 1 Meter, jedoch sind die Pendelgewichte verschieden schwer. Wir beobachten mit der Uhr in der Hand. Die Schwingungszeit beider Pendel beträgt eine Sekunde.

Auch aus dieser Tatsache erkennen wir ein Gesetz: Gleich lange, aber verschieden schwere Pendel schwingen gleich schnell.

Die beiden andern Pendelgesetze müssen nun selbst beobachtet und nachgewiesen werden. Sie heißen: Je länger ein Pendel ist, desto langsamer schwingt es. Und: Sind zwei Pendel verschieden lang, so schwingen sie auch verschieden schnell, auch wenn die Pendelgewichte gleich schwer sind.

Noch eine Frage: Welches Pendel hat als Schwingungszahl ½ Sekunde, d. h. wie lang ist es?

2. Versuch: Das Pendel hält seine Richtung ein!

Wir machen einen drehbaren Pendelapparat. An Material müssen wir uns ein kreisrundes Brett, das als Drehscheibe verwendet wird, und ein dünnes Leistenholz von 1,50 Meter Länge beschaffen. Die kreisrunde Scheibe wird glatt gehobelt und am Mittelpunkt durchbohrt. Damit sie sich leicht dreht, legen wir zwischen sie und das Grundbrett, das beide trägt, eine Scheibe, die wir aus einem 1 Zentimeter dicken Brett aussägen und ebenfalls durchbohren. Das Grundbrett ist ein ziemlich stabiles viereckiges und gehobeltes Brett.

Nun ziehen wir von einer Ecke des Grundbrettes zur anderen einen breiten, gut sichtbaren Strich und fertigen dann das Gestell aus dünnem Leistenholz an. Nachdem wir zwei 50 Zentimeter lange Stücke abgesägt haben, lassen wir sie nahe dem Rande der runden Scheibe in das Holz ein. Sie müssen recht fest sitzen. Das obere Querholz muß nun so lang sein, daß die beiden senkrechten Stangen parallel laufen, wenn wir es eingefügt haben, wie es die Zeichnung zeigt.

Ist das geschehen, dann können wir eine kräftige Schraube durch die Mitte

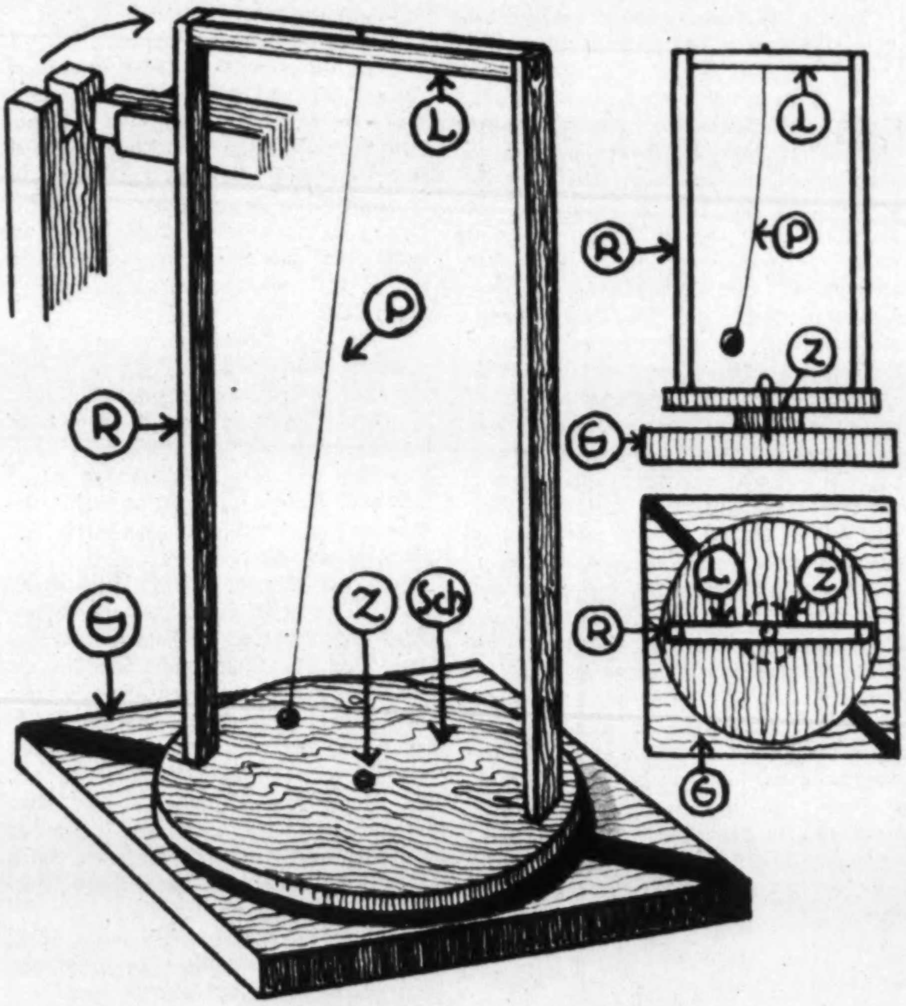


Abbildung 2: Apparat zum Foucaultschen Pendelversuch.
G = Grundbrett, R = Rahmengestell, L = Querleiste, Sch = runde Scheibe, Z = Zwischenscheibe, P = Pendel.

der Grundscheibe und auch durch das Zwischenscheibchen stecken und sie in das Grundbrett einschrauben. Die runde Scheibe muß sich leicht bewegen lassen, aber trotzdem genügend festsitzen.

Jetzt fehlt nur noch ein Pendel, das wir von unserm schon fertigen Pendelgestell abnehmen und an der oberen Querleiste anbringen, indem wir es durch ein vorher gebohrtes Loch stecken. Der Befestigungspunkt muß aber genau über dem Drehpunkt der runden Scheibe liegen.

Damit ist der Apparat fertiggestellt. Der zweite Versuch kann beginnen.

Wir lassen das Pendel so schwingen, daß es der auf dem Grundbrett vorher markierten Linie folgt. Nun drehen wir die Scheibe erst langsam, dann schnell und schneller. Dabei machen wir die merkwürdige Beobachtung, daß sich das Pendel in seiner Bewegung nicht stören läßt, sondern genau in der einmal eingenommenen Richtung schwingt. Die von dem Pendel beschriebene, senkrecht stehende Ebene ändert also ihre Richtung nicht. Angenommen, sie zeige von Osten nach Westen, so wird sie auch diese Ost—West-Richtung einhalten.

Die Erde dreht sich!

Dieser Versuch wurde zuerst von dem Gelehrten Foucault in Paris im Jahre 1851 angestellt. In der Kuppel des „Pantheon", einem Riesenbau, wurde an einem 67 Meter langen Stahldraht eine 28 Kilogramm schwere Kupferkugel aufgehängt. Die Schwingungsdauer betrug 16 Sekunden, die Schwingungsbreite 6 Meter. Genau unter dem Aufhängepunkt war der Mittelpunkt eines eingeteilten Kreises. Foucault machte nun die Beobachtung, daß die Spitze des Pendels sich bei jeder Schwingung etwa 2½ mm verschob. Die Schwingungsebene des Pendels hielt — wie unser obiger Versuch bewiesen hat — immer die eingenommene Richtung ein. Also mußte sich der Fußboden mit der Kreisscheibe drehen, mit ihm aber das ganze Gebäude, mit diesem das ganze Land und also die ganze Erde.

Bei jeder Schwingung hatte sich die Erde und mit ihr die Kreisscheibe um 2½ mm verschoben. Das Pendel blieb etwa 6 Stunden in Bewegung, und die Drehung der Kreisscheibe betrug in dieser Zeit auch etwa 90 Grad. Wäre das Pendel aber 24 Stunden in Bewegung gewesen, so hätte es sich um 4 mal 90 Grad, also um 360 Grad, um einen ganzen Kreis gedreht.

So war mit diesem Versuch die Tatsache der Umdrehung der Erde um ihre eigene Achse erneut bewiesen.

Heinz Rahms

+

Zeichnungen: Heinz Raasch

Erziehliche Plaudereien

Die große Frage

Die kleine Luise sitzt mit ihrer Freundin Gerti im Spielzimmer. Sie tuscheln und kichern. Die Mutter von Luise betritt den Raum, da fahren die beiden zusammen und verstummen. Sie haben rote Köpfe.

„Nun, was gibt es?" fragt die Mutter.

Betretenes Schweigen, die Blicke irren verlegen umher, wollen es vermeiden, dem der Frau zu begegnen.

Die Mutter verzichtet gefühlsmäßig auf ein Verhör und verläßt das Zimmer. Hinter der Tür bleibt sie nachdenklich stehen. Was ist los mit den Kleinen? Kinder haben oft die spaßigsten Geheimnisse, aber diesmal handelt es sich um Wichtigeres, man merkt so etwas. Sollten vielleicht — ach, nein, sechsjährige Mädchen können doch nicht schon wissen. —

Die Mutter lauscht noch ein Weilchen und bald hört sie wieder tuscheln und kichern. Dann wechselt sie zur Tagesordnung über, aufpassen wird sie schon, es entgeht ihr sobald nichts.

Am Abend ist die kleine Luise zerfahren und anders als sonst, man merkt ihr an, daß ein Problem sie tief bewegt. Die Mutter wartet, man soll nicht voreilig sein, sie kennt ihr Kind, vielleicht findet es selbst den richtigen Weg. Und es findet ihn. Am nächsten Nachmittag kommt Luise in die Küche, drückt sich dort eine Weile herum, nimmt Zuflucht zu Mutters Schürzenzipfel und sagt: „Du, Mutti —"

„Ja, mein Kind?"

„Gerti sagt, daß die kleinen Kinder nicht der Storch bringt. Gelt, sie lügt?"

„Nein, mein Kind, sie hat recht, der Storch bringt sie nicht. Aber es ist dies eine sehr ernste Sache, über die es nichts zu kichern gibt. Wir wollen ins Zimmer gehen und uns vernünftig darüber unterhalten. —"

Und die Mutter spricht mit ihrem Kind. Sie geht weder auf das Gebiet selbst ein, noch hält sie einen anatomischen Vortrag. Sie spricht nur mit tiefem Ernst von den heiligen Gesetzen der Natur, vom Leben, aus dem wieder Leben wird. Gelingt es der Mutter in dieser Stunde, tiefe Ehrfurcht vor dem großen Wunder in das Herz des Kindes zu pflanzen, dann wird der Eindruck so groß sein, daß es gegen schlüpfrige Neugierde mit ihren Versuchungen gefeit ist.

Aber ist es nicht zu früh — so denkt sich mancher — ein Kind in so jungen Jahren schon aufzuklären?

Zu früh wäre es wohl, wenn man ein ahnungsloses Kind mit dem Werden des Menschen vertraut machen würde. Anders aber, so es bereits von Altersgenossen Verschiedenes erfahren hat. Und dies ist unvermeidlich, sobald das Kind zur Schule kommt oder Umgang mit Spielgefährten hat, die ihm etwas voraus sind. Natürlich ist das, was das Kind von seinen Kameraden erfährt, verzerrt und bestimmt nicht schöngeistig, und es stehen erotische Abwege im Vordergrund.

Bequeme Eltern empfinden eine solche Auseinandersetzung mit ihren Kindern peinlich und überlassen sie sich selbst, sie würden schon mit sich fertig werden. Dies werden sie wohl auch, aber oft erst nach vielen Verirrungen, die ihnen an Körper und Seele schaden.

Andere Eltern wieder fürchten, das Kind durch die Aufklärung auf erotische Gedanken zu bringen. Das ist aber bestimmt nicht der Fall, denn das Werden und die Geburt eines Menschen regen keineswegs dazu an. Im Gegenteil, wenn das Kind den hohen Sinn des Werdens begreift und weiß, daß es selbst dazu ersehen ist, auch einmal Kinder zu haben, wird es mit innerer Feierlichkeit leichter den erotischen Versuchungen widerstehen, die es in schwülem Getuschel am Heimweg von der Schule ins Ohr geflüstert bekommt.

Man darf Kinder nicht unterschätzen. Sie wissen meist mehr, als wir annehmen. Kommt man ihnen dann eines Tages mit dem Märchen vom Storch, kann es sein, daß sie uns heimlich auslachen. Sie fühlen sich erhaben über das ‚kindliche' Geplapper des Erwachsenen und da man ihnen Märchen aufbinden will und sie nicht ernst nimmt, verlieren sie das Vertrauen, das nötig ist, wenn sich ein junger Mensch in solchen Fragen an seinen Erzieher wenden soll.

Gleiche Geschlechter verstehen sich leichter als ungleiche, die Tochter empfindet in körperlichen Dingen vor der Mutter naturgemäß weniger Scheu als vor dem Vater, der Sohn wird sich dem Vater leichter anvertrauen als der Mutter. In diesem Sinn stehe daher die Mutter zu der Tochter, der Vater zum Sohn.

Wie schon gesagt, es ist besser, die Kinder so lange in ihrer Ahnungslosigkeit zu belassen, solange sie wirklich unwissend sind. Sie von der Umwelt abzuschließen, um sie zu behüten, hat keinen Zweck. Man kann wohl ihren Umgang im Auge behalten, doch darf man sie nicht einsperren, weil man sie sonst zur Weltfremdheit erzieht. Wenn man eines Tages merkt, daß das Kind von anderen daraufgebracht oder aus eigenem das Märchen vom Storch nicht

mehr glauben will, dann ist es Zeit, es behutsam zur Seite zu nehmen und es in das Geheimnis des Werdens so einzuweihen, daß seiner dunklen Phantasie jeder gefährliche Wind aus den Segeln genommen wird. Und eine Mutter merkt es, wenn es so weit ist; Mütter haben es im Gefühl.

Elisabeth

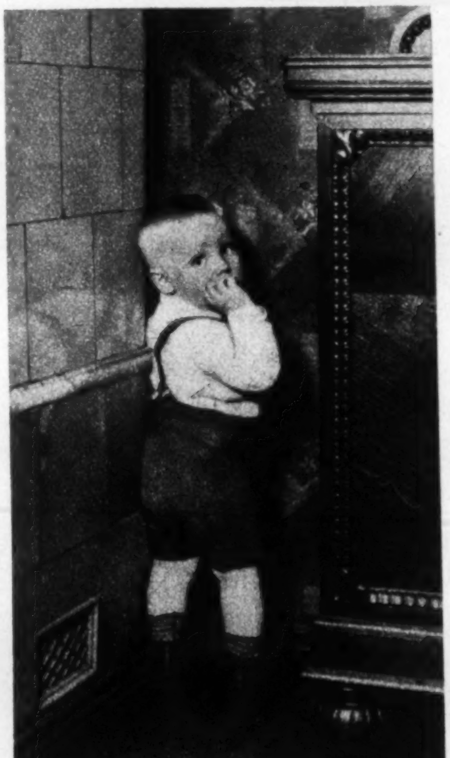
Nimm dir ein Beispiel!

Der lebenskluge Jean Paul, dem man gewiß nicht nachsagen kann, daß er über die Tugenden und Schwächen seiner Mitmenschen nicht Bescheid wußte, prägt in seiner „Levana oder Erziehlehre" folgendes Wort: „Leben zündet sich am Leben, mithin das Höchste im Kinde nur durch Beispiel." Nur ganz wenige Menschen gibt es, die nicht ein Vorbild haben, nach dem sie — wenigstens zuzeiten — ihr Handeln ausrichten. Schon für die Entfaltung der kleinen und doch so wichtigen Tugenden der Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit, Höflichkeit usw., ohne die man im Leben nicht vorwärtskommt, ist das Beispiel, das Eltern und Erzieher dem Kinde geben, von großer Bedeutung. Sie haben es zum großen Teil in der Hand, das Kind in dieser Beziehung mit Tugenden oder Schwächen ausgerüstet ins Leben zu schicken, wo es die Bewährungsprobe zu bestehen hat. Niemand ist von der Verpflichtung befreit, ständig Beispiel zu sein für eine vorbildliche Lebenshaltung.

Das hindert aber nicht im geringsten, daß man mit dem Beispiel auch Schindluder treiben kann. Ewig an ihren Kindern nörgelnde Mütter und Väter sind mit dem erziehenden Beispiel bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit bei der Hand, und es nimmt nur Wunder, daß es ihnen trotzdem nicht gelingt, jene wenig schöne Ermahnung „Nimm dir ein Beispiel!" endgültig zu Tode zu hetzen.

Eines Tages, als die Mutter seine Schularbeiten beaufsichtigt und dabei über die schlechte Schrift ihres Jungen entrüstet ist, bekommt Heinz zu hören: „Nein, wie schreibst du schlecht! Da nimm dir mal ein Beispiel an Müllers Fritz; der schreibt wie gestochen." Heinz nimmt das hin wie so viele Ermahnungen. Als er aber am nächsten Tag mit den Beinen baumelnd am Tisch sitzt, verweist ihn die Mutter über sein schlechtes Benehmen und führt wieder Müllers Fritz gegen ihn ins Feld, der sich schon so gut zu benehmen wisse, daß man ihn überall — auch in die beste Gesellschaft — mitnehmen könne. So geht es noch einige Male, und Heinz wird schließlich aufmerksam. Was hat nur Mutter immer mit Müllers Fritz? Er kennt ihn doch besser; denn täglich legen sie gemeinsam ihren Schulweg zurück und sind auch sonst beim Spielen beisammen. Weiß die Mutter denn nicht, daß Fritz schon feste dabei ist, Zigaretten zu rauchen, und daß er von seinem Vater mit männlichem Selbstbewußtsein nur als von seinem „alten Herrn" spricht, was sich Heinz aus einer bestimmten Scheu heraus noch gar nicht getraut? Doch er will der Mutter den Gefallen tun und sich Fritz zum Beispiel nehmen. Denn etwas muß ja an dem Kerl dran sein, da Mutter ihn so oft im Munde führt. Es dauert nicht einmal lange, und aus Heinz ist ein altklug schwatzender kleiner Erwachsener geworden, der schon eine ganze Reihe von gesellschaftlichen Tugenden besitzt. Mutter wundert sich über das komische Benehmen ihres sonst so frischen und lebendigen Jungen; aber sie muß es als Tatsache und als Folge ihrer „Erziehung" hinnehmen. Das gute Beispiel hat gefruchtet; Heinz ist nicht mehr Heinz, sondern eine schlechte Kopie von Müllers Fritz. Vielleicht folgt sie ihrer ungeschickten Erziehungsmethode weiter und stellt jetzt einen anderen Jungen der Nachbarschaft als gutes Beispiel für ihren Heinz hin, der ihr auch in der neuen Fassung nicht gefällt.

Das erziehende Beispiel hat nun einmal zwei Seiten für den, der es nicht richtig anzuwenden versteht. Holt man für seine Kinder die Schulkameraden als gute Beispiele heran, so kann es einem ergehen wie der Mutter vom Heinz mit Müllers Fritz, dessen wenige gute Seiten sie zwar kannte, der ihr aber wohlweislich seine zahlreicheren schlechten Angewohnheiten nicht vorgeführt hatte. Mit dem fortgesetzten Hinweis auf das gute Beispiel, das ein anderer anscheinend gibt, ist erzieherisch nichts erreicht; höchstens kann es sehr leicht geschehen, daß man dem Kinde dadurch nicht nur seine Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit raubt, sondern auch seine sich entwickelnde Selbständigkeit zum Teufel jagt und es glücklich dahin bringt, dauernd nach anderen zu schielen, deren gute Eigenschaften und hervorragende Leistungen ihm ständig angepriesen werden. Das Kind, dem ständig das Wort „Nimm dir ein Beispiel!" auf den Fersen folgt, muß sich schließlich minderwertiger als Müllers Fritz oder Nachbars Grete vorkommen, und da es nach seiner Auffassung nie an die Tugenden der anderen heranreicht, so vereinsamt es, gibt den Kampf um die Vollkommenheit auf und befindet sich damit auf dem besten Wege, ein Sonderling zu werden. Oder es gehört bald ganz zu jenen Menschen, die sich aus Gewohnheit ihr ganzes Leben lang „ein Beispiel nehmen" und die es nie über sich bringen werden, jemals aus sich herauszugehen, aus Angst, etwas falsch zu machen.



Heinz muß in der Ecke stehen
Aufnahme: Heinrich Richter

Das Wort vom Beispielnehmen wollen wir als „erledigt" zu den Akten legen; wichtiger ist es, selbst ein gutes Beispiel zu sein, wenn das auch schwerer ist. Es gibt so gewisse Gewohnheiten, die wir an unseren Kindern nicht gern sehen, die wir aber selbst aus Bequemlichkeit nicht entbehren wollen. Was hilft es denn, wenn Mutter ihren Heinz ermahnt: „Leg das Buch weg! Bei Tisch wird nicht gelesen; Essen und Lesen gehören nicht zusammen", und Heinz weist sie seelenruhig darauf hin, daß Vater ja auch beim Essen seine Zeitung liest? Entweder Vater läßt von seiner Untugend, um ein gutes Beispiel zu geben, oder er ißt weiter mit der Zeitung in der Hand als lebendiges Beispiel für einen Menschen, der sich eine Unart so sehr angewöhnt hat, daß er sie nicht mehr entbehren kann. Es wird sich kaum vermeiden lassen, daß sein schlechtes Beispiel Schule macht.

Kinder sind scharfe Beobachter; sie übersehen auch das schweigend und ohne besonderen Hinweis vorgelebte gute Beispiel nicht. Ein kleines Erlebnis von der Nachfolge des guten Beispiels: Eine alte Frau steigt mit Paketen beladen in die vollbesetzte Straßenbahn. Ein kleiner Knirps steht auf und überläßt ihr seinen Platz. Die Frau bedankt sich und fügt freundlich hinzu: „Das ist aber nett von dir!" „Ja", sagt der Kleine, „Vater macht es auch immer so." Er hatte „abgeguckt", wie man sich benehmen müsse, ohne daß ihm unsichere Vorbilder mit der Anpreisung: „Nimm dir ein Beispiel!" präsentiert wurden.

Bastine

Liebe Eltern, was würdet

Kinder plaudern bekanntlich gern aus der Schule, besonders von solchen Vorfällen, die sich etwas aus dem Rahmen der alltäglichen Begebnisse hervorheben. Und dann meistens weniger aus der Freude am reinen Erzählen, als vielmehr mit der Absicht, sich wichtig zu machen, oder — wenn nötig — sich moralischen Rückhalt zu suchen. Denn das Kind weiß nur zu genau, wie prompt seine Umwelt auf das Stichwort „Schule" hin ihm nicht nur willig Gehör schenkt, sondern recht gesprächig wird. Erwachsene pflegen ihm dabei gar zu oft im Vollbewußtsein ihrer Ueberlegenheit allerlei kluge Redensarten und Musterbeispiele der Erziehungskunst vorzusetzen nach dem beliebten Motto:

„Ja, wenn ich dein Lehrer wäre, ich würde ... ich hätte ... ich wüßte ..." Und Jungen wie Mädel staunen, wie viel klüger als der Lehrer doch oft der große Bruder, die Tante, Vater oder Mutter sind. Immer wissen sie den richtigeren Ausweg, die bessere Maßnahme, das gerechtere Urteil und irren sich nie, weil — ja, weil sie nimmer in die Verlegenheit kommen, einmal im Ernstfall vor fünfzig Kindern zu stehen, um vor fünfzig strengen Kritikern zu beweisen, ob sie wirklich mit dem konfliktreichen, lebendigen Klassenleben so leicht fertig werden wie in der Theorie.

Mancher würde wohl bald feststellen, daß es wahrhaftig eine Kunst ist, als Lehrer das nach Ansicht aller Eltern und Kinder Richtige zu tun und vor allem Erfolg zu haben.

Zum Beweis seien im folgenden einmal einige Situationen aus der Schulpraxis geschildert und dazu die Frage vorgelegt: „Was würden Sie tun, wenn Sie in diesem Falle als Lehrer zu handeln hätten?"

1.

„Schont fremdes Eigentum — und sollte es euch noch so sehr verlocken! Denn das merkt euch: Jedes Vergehen an fremdem Eigentum findet auf Erden seine gerechte Strafe. Glaubt nicht, daß jemand ungestraft bleibt, auch wenn es im Augenblick nach der bösen Tat oft so scheint."

Derart ist die Dorfjugend zur Zeit der Obsternte vermahnt worden; jedoch erfolglos, wie sich dem Lehrer am nächsten Tage zeigt, als er zufällig zwei Jungen beobachtet, die ihm aus seinem eigenen Garten Aepfel stehlen.

Wie sind die „Sünder" am sinnvollsten und nachhaltigsten zu strafen?

2.

Elly sitzt mit neun Jahren noch im zweiten Jahrgang. Aber nun folgt sie im Unterricht ganz gut. Eines Tages gibt sie jedoch keine Antworten mehr und ist wochenlang im Unterricht verschwiegen wie das Grab. Die schönsten und anregendsten Geschichten, freundliche Ermunterungen, Belobigungen bei sonstigen Leistungen, Bonbons, nichts vermag ihr eine Aeußerung irgendwelcher Art zu entlocken. Besprechungen unter vier Augen, Befehl zur schriftlichen Aufzeichnung der Antwort als Uebergangshilfe zur gesprochenen, nichts hilft. Nach völligem Inruhelassen für längere Zeit sind auch umgekehrte Erziehungsversuche ergebnislos: wie Beschämung vor der Klasse, sträfliche Nichtbeachtung und Nachsitzen. Elly bleibt stumm. Wie ist sie wieder zum Reden zu bringen?

Strenges Verhör in der Schule ...

Aufnahmen:

t Ihr in diesem Falle tun?

3.

Eines Mittags kommt ein Junge heulend an und klagt bitterlich, daß sein neuer Füller verschwunden sei, den er seinem Banknachbarn geliehen habe. Schon kommt besagter Banknachbar und beteuert unter Tränen, den Füllfederhalter sofort nach Gebrauch dem Verleiher wieder unter die Bank gelegt zu haben. Das daraufhin angeordnete Auspacken sämtlicher Schulsachen und Hosentaschen, die Untersuchung aller Bänke und Winkel bringen das teure Stück nicht zum Vorschein, dafür wird aber folgendes dunkle Geschäft der beiden Unglücksraben aufgedeckt: Der Besitzer des Halters hatte sich vom Mitschüler bereden lassen, ihm das Ding auf „Stottern" zu verkaufen. Einen alten Bleistift und 10 Pfennig erhielt er bereits als Anzahlung, durfte allerdings seine Ware bis zur endgültigen Bezahlung noch behalten und brauchte sie dem Käufer vorläufig nur während der Unterrichtszeit zur Verfügung zu stellen.

Was nun?

Anschließend mag es dem Leser zum Vergleich mit seinen selbstgefundenen Lösungen aufschlußreich sein, zu erfahren, wie ich mich tatsächlich bei diesen Begebenheiten verhielt.

Zu 1.

Ich überging die Sache drei Wochen mit Stillschweigen. Dann ließ ich eines Morgens meine Belehrung über die „Gerechtigkeit auf Erden" wiederholen und enthüllte anschließend als beweiskräftiges Beispiel den Apfeldiebstahl. Nachdem die Jungen ihr verdientes Jackvoll weg hatten, schickte ich sie zu meiner Frau, um sich eine Hosentasche voll Aepfel zu erbitten, als Beweis, daß man auch auf ehrlichem Wege zu Aepfeln kommen kann und ich nicht aus „persönlicher Rache", sondern um der Gerechtigkeit willen gestraft hatte. Diese Art der Strafe wirkte dermaßen, daß seitdem im Dorfe kein Obst mehr von Kindern gestohlen wird.

Zu 2.

Elly erlöste ich durch einen Trick von ihrer Verkrampfung, denn es mußte ihr meiner Ansicht nach Gelegenheit geboten werden, unbewußt die Rolle der Stummen aufzugeben, in der sie gleichsam erstarrt war.

Ich ließ in einer Stunde Gedichte aufsagen. Elly brachte natürlich keinen Ton raus. Schließlich mußten die Kinder im Chor sprechen, da ich beobachtet hatte, daß sie, geborgen in der Masse, mitsprach. Nun hatte ich aber ohne Ellys Wissen vorher mit den andern Schülern abgemacht, daß sie auf ein heimliches Zeichen hin plötzlich verstummen sollten. Was erwartet, geschah: von uns allen freudig bejubelt, erklang mit einem Male Ellys Stimme allein durch den Raum; und das blieb von da ab keine besondere Seltenheit mehr.

Zu 3.

Ich sagte nur: „Seht Euch alle mein Pult an. Es hat eine dicke Rille für Federhalter. In dieser Rille wird morgen früh der gesuchte Halter liegen." — Und er lag da! Damit war für mich die Sache erledigt.

Etwaige Kreuzverhöre hätten letzten Endes nur einen Schüler zum Verräter an einem Kameraden werden lassen oder wären mit peinlicher Ergebnislosigkeit geendet. So aber gab ich demjenigen, der mal einer Versuchung erlag, die Chance, unter Wahrung seines guten Rufes zur inneren Anständigkeit zurückzukehren.

Was wird mit ihr geschehen?

Walter Remmel

Was können unsere Kinder werden?

Die Raumgestalterin

Von Dr. Gerda Simons

Aufnahmen: „Die Heimgestalter“, Berlin W 9

Vielleicht stutzt mancher Leser und erst recht manche Leserin bei diesem Namen, es handelt sich aber keineswegs um einen neuen Beruf — höchstens um einen neuen Namen. Schon seit einigen Jahrzehnten kennen wir den Innenarchitekten; seine Hauptaufgabe wird aber durch das deutsche Wort viel schöner und treffender zum Ausdruck gebracht als durch das halbgriechische Fremdwort. Als Mittler stehen die Raumgestalter zwischen den Architekten und zwischen den Menschen, die in den von den Architekten erbauten Häusern wohnen sollen; sie tragen die Verantwortung dafür, daß aus den Wohnungen Heime werden, in denen die Menschen sich wohlfühlen können. Die Kunst des Bauens und die Kunst der Raumgestaltung, der Baustil und der Wohnstil müssen Hand in Hand gehen; wo sie es nicht tun, entstehen Zerrbilder und Karrikaturen, wie wir sie leider in allen Verfallszeiten immer wieder finden. Als Beispiele schönster Einheit von Bau- und Wohnstil sei erinnert an Sanssouci, Nymphenburg und das Würzburger Schloß, neben denen sich noch manches andere nennen ließe, oder auch an das Goethehaus in Frankfurt am Main, dem ebenso noch Bürgerhäuser anderer Städte an die Seite gestellt werden können. Bei allem Wandel des Stils spielte früher die Bindung an die ständische Tradition eine große Rolle, deshalb wirken auch auf uns heute alle diese Schlösser und Häuser viel typischer.

Erst das 19. Jahrhundert brachte mit seiner Verstädterung, mit seiner liberalistischen und individualistischen Weltanschauung auch für das Bauen und Wohnen eine Lockerung dieser alten Bindungen. Jeder, der es sich leisten konnte, baute sein Haus nach seinem eigenen Geschmack und richtete es natürlich erst recht nach seinem eigenen Kopfe ein. Es entstand eine beängstigende Verwirrung des Stilgefühls, von der auch heute noch allzuviele Häuser und Wohnungen Zeugnis ablegen. Für uns und vor allem für die kommende Generation wieder einen Bau- und Wohnstil zu schaffen, der Ausdruck ihres Lebensgefühls, einheitlich und echt ist, das ist die schöne und große Aufgabe der jungen Architekten und Raumgestalter.

Ecke im Eßzimmer

Sehen wir uns die Aufgabe des Raumgestalters näher an, so beginnt sie keineswegs erst, wenn die Räume mit Türen und Fenstern fertigstehen. Nur zu leicht läßt sich der Architekt bei der Verteilung der Räume, der Türen und Fenster von bautechnischen Rücksichten (dem Zug der Schornsteine, der Installationsanlage) oder auch vom ästhetischen Interesse für die Fassade bestimmen. Er baut in der Regel von außen nach innen. Der Raumgestalter geht umgekehrt vom Wohnbedürfnis aus — wenigstens sollte das für ihn oberste Pflicht sein. Eine Wohnung, die zwar „schön“ eingerichtet, aber in der Benutzung unpraktisch ist, bereitet nicht nur ihren Bewohnern mehr Aerger als Freude, sie wird auch jedem anderen nur auf den ersten Blick gefallen kön-

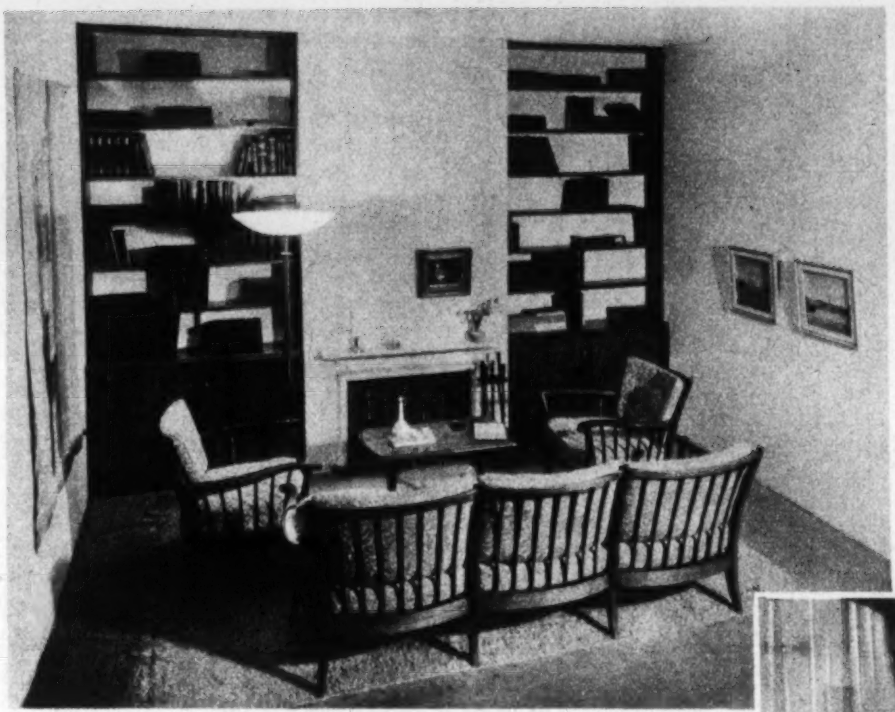
der Frau ein Betätigungsfeld, das sie sich heute leichter erobern kann als je zuvor. Welch eine schöne Aufgabe könnte es sein, an der Neuschaffung oder auch zur Umgestaltung von Kinder- und Mütterheimen, von Jugendherbergen und Erholungsheimen mitzuwirken! Wahrscheinlich wird darüber hinaus sehr bald auch die Industrie nach der Raumgestalterin fragen, denn auch die großen Industriewerke unterhalten ja heute alle ihre eigenen Baubüros.

Bei all diesen letztgenannten Bauaufgaben handelt es sich nicht nur um die Erstellung der Gebäude, sondern diese müssen außerdem auch für den vorbestimmten Zweck gebrauchsfertig eingerichtet werden, und damit beginnt ja für die Raumgestalterin erst ihre eigentliche Aufgabe: die Möbel sind zu entwerfen, zum mindesten sind für deren

Solche „Speisezimmer" sollten einst den Wohlstand beweisen und den Neid der Bekannten erregen

nen, denn sie verletzt ein Grundgesetz des menschlichen Schönheitsempfindens, das unbedingt auch die Forderung der Zweckmäßigkeit erfüllt wissen will. So muß sich also die Raumgestalterin schon für die Aufteilung der Wohnfläche und der einzelnen Wandflächen interessieren; von ihr als Frau erwarten wir noch mehr als vom männlichen Berufskameraden, daß sie Küche, Bad und Nebenräume in ihrer großen Bedeutung für die Arbeit und das Leben der Hausfrau und damit auch für das Behagen der ganzen Familie berücksichtigt. Wir erwarten von ihr, daß sie bei der Wahl des Fußbodenbelages und des Wandanstrichs über den ersten Eindruck hinaus an die Pflege und Reinigung denkt, daß sie für die Herrichtung des Kinderzimmers und der Küche ebenso viel liebevolles Interesse aufbringt wie für die Wohnräume. Kurz, die Raumgestalterin muß schon bei der Fertigung des Grundrisses und dann auch während der Bauausführung beratend und mitbestimmend tätig werden. Sie hat dazu Gelegenheit als Mitarbeiterin des Architekten im Konstruktions- und Baubüro. Vor allem kommen dabei in Frage die Konstruktions- und Baubüros von Wohnbau- und Siedlungsbaugesellschaften, aber auch auf den städtischen Bauämtern, die neben manchen andern Aufgaben doch auch Krankenanstalten, Heime und Arbeitsräume zu schaffen haben, findet die Raumgestalterin ein befriedigendes Arbeitsfeld. Wehrmacht und Reichsbahn werden zur Einstellung weiblicher Raumgestalter wohl schwerlich übergehen, aber manche andere große Organisation, die eigene Bauämter oder Baubüros unterhält, bietet

Wie klar und schön dagegen wirkt dieses Zimmer! Hier täuscht keine „Angabe", hier herrscht Wahrheit



Ecke eines stilvollen Lesezimmers

Beschaffenheit genaue Vorschläge zu machen, Beleuchtungskörper und Vorhänge müssen ausgewählt, womöglich nach Angaben gefertigt werden. Die Farbe eines Laufställchens oder die Form einer Kleiderablage sind dabei ebenso wichtig, wie ein Bild oder eine Vase, die einem Raum als Schmuck dienen sollen, wie Tischdecken und Eßgeschirr. Immer gilt es, Form und Farbe richtig zu wählen, auf materialgerechte Verarbeitung zu achten, aber auch die praktische Gebrauchsfähigkeit und die Angemessenheit der Preise zu beurteilen.

Man darf sich nicht vorstellen, daß die Raumgestalterin in ihrer überaus reizvollen und oft sehr vielseitigen Arbeit nach eigenem Geschmack schalten und walten könne. Wie den Architekten, so binden auch sie die Mittel und die Wünsche des Bauherrn, ob das ein Oberbürgermeister oder ein Vorstand, ein Aufsichtsrat oder eine Privatperson ist, oft genug wird sie nicht so können, wie sie möchte, oft wird sie ihre Vorschläge zähe und mühsam verteidigen müssen, wird sie Aerger haben, weil die Ausführung hinter ihren Erwartungen zurückbleibt. Auch dieser Beruf hat also seine besonderen Leiden und seine besonderen Freuden, wie jeder andere.

Sich als Raumgestalter selbständig machen, ist nicht ganz einfach. Von Seiten der Architekten wird der freie Raumgestalter kaum als Berater zugezogen, da diese es vorziehen, einen Raumgestalter oder eine Raumgestalterin je nach Bedarf in ihrem Büro anzustellen; die Menschen aber, die sich Wohnungen neu einrichten — etwa Brautpaare — werden sich in der großen Mehrzahl von den Firmen beraten lassen, bei denen sie ihre Einrichtung kaufen wollen, und wenn es sich dabei um ausgesprochene Einrichtungsfirmen handelt, so werden diese Raumgestalter in ihrem Betrieb haben. So kann also der Raumgestalter sich nur dann selbständig machen, wenn er ebenfalls einen

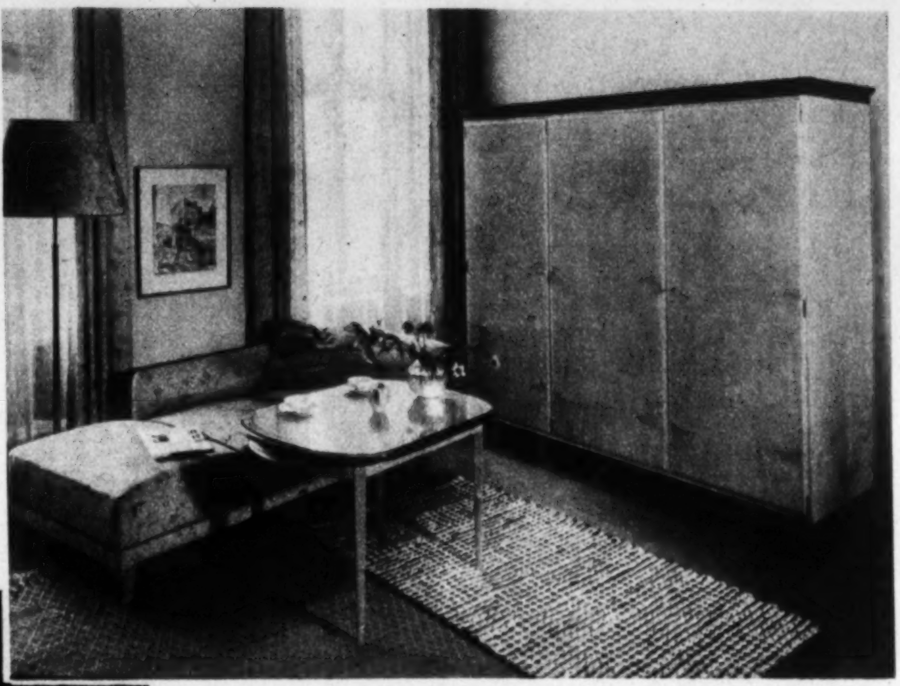
Solche „Prunkzimmer" gab es nicht nur im Kino - das nannte man einst Wohnkultur! Zum Glück haben wir auch das überwunden!

Teil der Einrichtung zu liefern imstande ist, d. h. er muß ein Geschäft aufmachen oder übernehmen und womöglich auch noch eine Tischlerwerkstatt angliedern. Das erfordert ein beträchtliches Kapital und bedeutet auf alle Fälle für den Anfang auch ein erhebliches Risiko, deshalb kann man nur bei besonderer Fachbegabung oder Geschäftstüchtigkeit anraten, dies Ziel überhaupt zu erstreben. Gerade die Frau wird es vorziehen, als angestellte Raumgestalterin auf einem Baubüro in

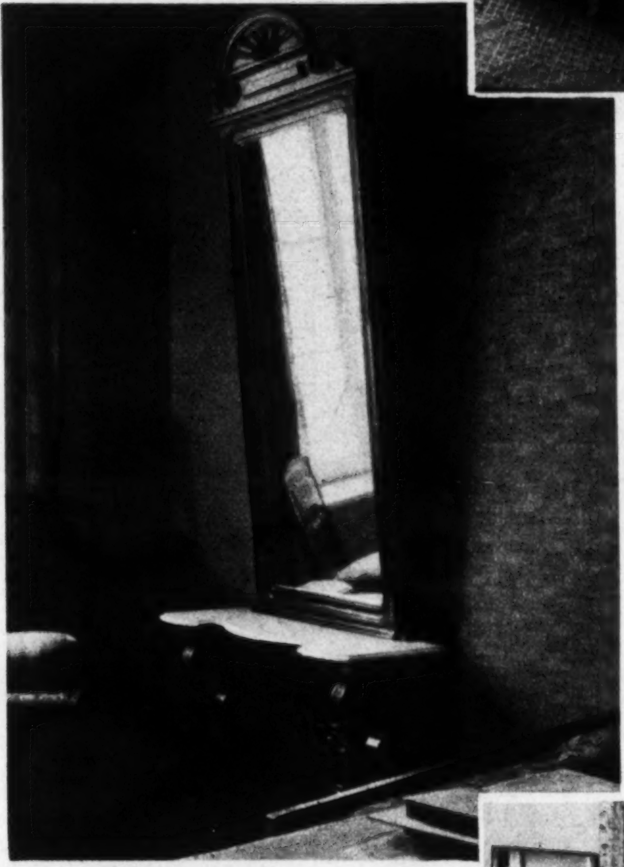
Auch die kleinste Wohnung läßt sich billig aber schön einrichten

Zusammenarbeit mit dem Architekten ihr Brot zu verdienen.

Wie erreicht sie dieses Ziel? Zunächst braucht sie einige Anlagen: einen ausgeprägten Farb- und Formensinn, ein gutes Raumvorstellungsvermögen und einen sicheren praktischen Blick, Phantasie aber auch Genauigkeit. Wie der Architekt etwas vom Handwerk des Bauens verstehen muß, so braucht die Raumgestalterin praktische Kenntnisse auf dem Gebiet der Möbelherstellung, denn die Möbel sind in der Regel die entscheidenden Stücke der Inneneinrichtung, um die sich all die andern Dinge — von deren Gewinnung und Herstellung sie auch etwas wissen soll — herumgruppieren. Die Ausbildung beginnt deshalb mit einer zweijährigen praktischen Tätigkeit in der Lehrwerkstatt einer Kunstgewerbe- oder Tischler-



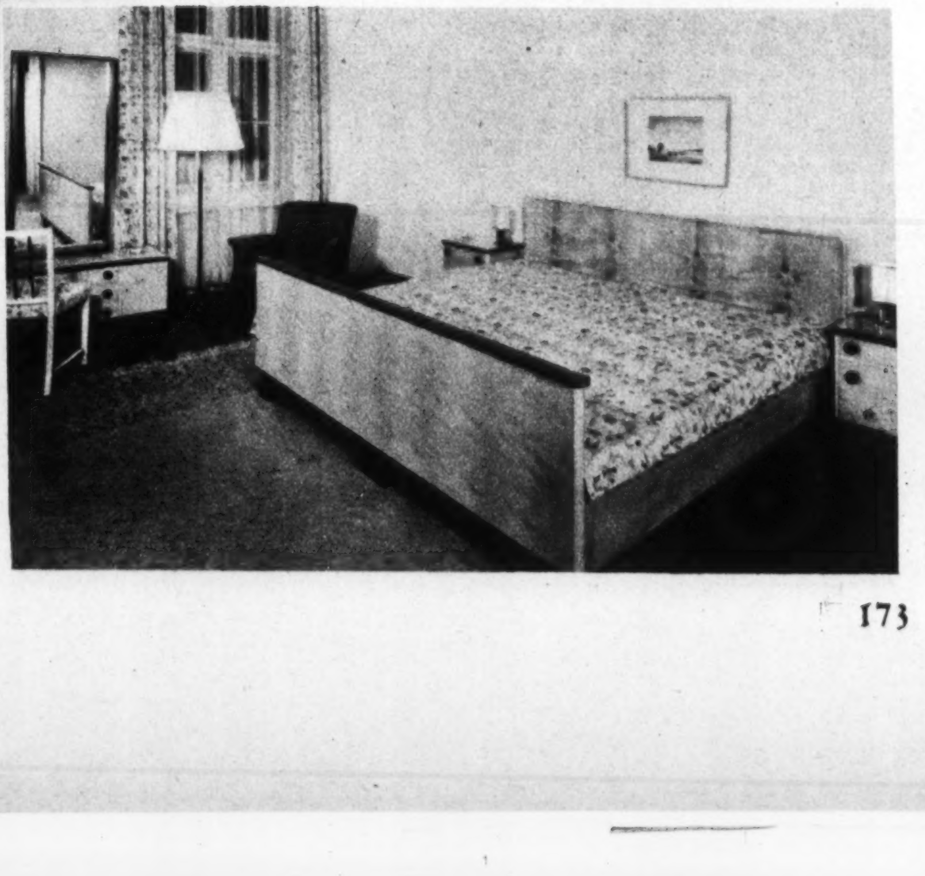
Schlafzimmerecke. Schrank und Tisch aus Kastanie



Das „Trumeau" aus der „guten alten" Zeit. Zum Glück ist auch dieses Monstrum entrümpelt worden. Ein formschöner Wandspiegel kostet heute bedeutend weniger

fachschule. Während für Jungen eine Meisterlehre mit Gesellenprüfung zu raten ist, kommen für die Mädel nur die Schulwerkstätten in Frage. Anschließend erfolgt die Aufnahme in die Fachklasse für Raumtechnik mit einem zweijährigen Lehrgang, an den sich dann noch zwei weitere Semester Raumgestaltung anschließen. Fachklassen für Raumgestalter haben u. a. die Nordische Kunsthochschule in Bremen, die Handwerkerschule in Flensburg (staatliche Abschlußprüfung), Handwerkerschule Stettin, die Tischlerfachschule in Detmold und die Tischlerschule der Stadt Berlin (staatliche Prüfung). In den beiden ersten Jahren spielt das Zeichnen neben Baukunde, Werkstoff- und Maschinenkunde eine sehr große Rolle: Grundrisse und Aufrisse von Räumen und Möbeln, Projektionszeichnen und anderes Fachzeichnen. Im letzten Jahr tritt das Entwerfen und Darstellen von Möbeln und Innenräumen an erste Stelle. Zu den 44 Unterrichtsstunden gehören aber auch theoretische Fächer wie Stilkunde, Staatsbürgerkunde, Geschäftskunde und schließlich Kalkulation und Buchführung. Im allgemeinen genügt für die Aufnahme die abgeschlossene Volksschulbildung, doch bedeutet natürlich eine bessere Schulbildung eine Erleichterung. Wo nach 6 Semestern eine staatliche Prüfung abgelegt werden kann, da wird mit dieser zugleich auch die „mittlere Reife" erworben. Die Vermittlung in Anfängerstellen erfolgt meist von der Schule aus. Wegen des Nachweises von weiteren Schulen wende man sich an das zuständige Arbeitsamt Abteilung Berufsberatung.

Schlafzimmer aus Kastanie mit Nußbaum



22. Fortsetzung und Schluß.

Aber er war nicht Rektor geworden, obwohl die Aussichten anfangs sehr gut gestanden hatten, sozusagen sicher. Mutter hatte unrecht getan, jetzt zu sterben. Nie fügte sich die Welt so, daß sie glatt parallel stand zu seinen Wünschen, seinen Notwendigkeiten.

„Ja", sagte er behindert und streng, „das ist nun traurig."

Er sah bereits das Begräbnis. Alle würden zusammenkommen, die ganze Verwandtschaft, dieser klobige, peinlich treuherzig zublickende Bruder, die furchtbare Schwägerin Anna, die rundschädeligen, glotzenden Kinder, die Boddienschen aus der krummen Straße... Vater würde hinter dem Sarge herschleichen. Oh, es schlich so vieles, alles schlich auf ihn zu und wollte ihn umklammern und zu sich herabziehen, in das Gewöhnliche hinab, denn für alle war er nichts als ein Lehrer, und ein Lehrer ist gar nichts. Er ist etwas, aber man gesteht es ihm nicht zu. Was wußten sie von seinen Büchern, durch die er sich über andere Lehrer turmhoch erhob?

„Gut", sagte er dumpf.

„Es ist nur, daß du es weißt", sagte Hermann.

„Ja, ja", sagte der Lehrer.

Erst Sophie half ihm heraus. Sie fragte ohne Lust und Eifer, wie und wann dies alles stattfände, die Einsegnung, die Beerdigung und das Nötige, das sonst noch unerläßlich war. Hermann gab Auskunft, als würde er verhört. Vom hohen Bücherschranke hörten Kant und Goethe zu, wie hier ein dicker, unbeholfener Mensch mitten in die Bücher, die Probleme und all das höhere Streben hinein seinen Alltag anmeldete. Man durfte ihn nicht einmal kränken.

„Es ist gut", versprach Werner. „Wir kommen."

Und der Unflat von Tagesmensch in seinem unerträglich schlecht sitzenden blauen Anzug, den er sicher für „fein" hielt, patzte eine höchst ungehörige Bemerkung hin. Er sagte: „Das wird sich wohl so gehören."

„Ja, ja, ja, ja", sagte der Lehrer und sah Sophie an, die bereits ihn ansah, ob er sie wohl ansähe, und was er dazu sage. Er preßte die Lippen zusammen und sagte großmütig nichts.

Die Beerdigung fand zur festgesetzten Stunde statt. Im leise schwankenden Leichenwagen wurde Mutter hinausgefahren. Vater fuhr mit Hans, Werner und Hermann in einer Droschke hinterher, der Vater mit den drei Söhnen, seinen Stützen im Alter, und dahinter folgten Kahle, Anna, Sophie und der Pastor in einer zweiten Droschke. Die Kinder gingen zu Fuß. Es wehte feindlich scharf über die harten, leeren Straßen dahin. Am Friedhof mußten sie dicht hinter der sauber gestrichenen Kranzbude aussteigen. Dem Vater blieb der Anblick dieser Kranzbude nicht erspart. Die Söhne ahnten nichts, nur Kahle wußte genau, und darum zog und zerrte er Oskar beim Arm, schimpfte höchst despektierlich und trieb: „Nun mach man!"

Pastor Lauschke sprach am Grabe die ergreifenden trostreichen Worte. Die Frauen weinten. Hermann paßte gut auf, denn solche Worte bedeuteten ihm viel, und der alte Kahle blickte nachdenklich und ungläubig erstaunt in das offene Grab. In solche Grube kommt man nun hinein, das ist der Schluß von allem, aber bis zum Schluß hampeln und strampeln und wollen und bocken die Menschen. Kann man so etwas denken? Und geben sie es jemals zu? Hat Lina es zugegeben? Sie geben es nie zu.

Als die Erde aufgeschüttet wurde, packte es ihn. Sie hatte es bis zuletzt nicht zugegeben und wurde hier vor seinen Augen begraben, und er stand da und hatte nichts. Beim Gebet guckte er sich scheu und lauernd um. Da beteten sie nun. Da stand der Lehrer und ärgerte sich, weil der Pastor ihn für weiter nichts als einen Leidtragenden ansah, auch so für einen Verwandten aus dieser Verwandtschaft. Rektor war er nicht geworden, dachte Kahle. „... Unser Vater, der du bist ..." und daß er es nicht geworden war ... „und vergib uns unsere Schuld" ... das hatte man gut gesteuert ... „wie wir vergeben unseren Schuldnern".

Nein, dachte Kahle, wieso? Sein bißchen Haar, dieser spärliche Kranz, flatterte im Friedhofswind. Er dachte besorgt an Oskars bloßen Kopf. Dieses ganze Beten, man sollte lieber den Hut aufbehalten, wenn so ein Wind geht. Und der Hans, der Doktor, mochte sich sicher auch sein Teil denken, hier am Grabe. Am meisten war Oskar zu bedauern. Das Domino durfte man überhaupt nicht anrühren. Da saß immer noch Lina, Lina mit dem Kaffeetopf, setzte an, mischte die Steine mit den alten, violett aussehenden, mageren Fingern und war eigentlich bei Lebzeiten schon tot gewesen. Hätte man denken können. Aber die war nie tot, denn ehe man sich versah, hatte sie etwas zu sagen. Der Pastor war noch nicht beim Amen, und Kahle guckte schon trotzig umher, schielend von unten herauf, denn der Leute wegen betete er mit, aber er sah dabei Anna an, die dick und füllig dastand. Die Tränen liefen ihr über die Backen, und Kahle dachte seufzend, daß auch Anna einmal sterben mußte. So dick sie war, aber das Fleisch muß vergehen. Man denkt ganz dumme Sachen, wenn man einen begräbt.

„Amen", sprach Pastor Lauschke und sah die Trauergemeinde an, jeden einzelnen einzeln und alle insgesamt noch einmal treu zusammen.

Sie nahmen Vater in die Mitte, redeten auf ihn ein und setzten ihn wieder in den Wagen. Sie dachten alle: wer weiß, wie bald wir wieder hier zusammenkommen!

Zu Hause gab es den gedeckten Tisch. Hier war Anna schon wieder heraus aus der Trauer. Sie mußte kochen und braten und auftischen und wegtragen und viel Geschirr spülen, da vergeht die Trauer. Niemand sollte ihr nachsagen, sie hätte Mutter gehaßt. Sie widerlegte jeglichen Haßverdacht durch diesen Rinderbraten, diese Suppe, diesen Pudding. Es war auch nie ein Haß gewesen, es war nur die Verteidigung ihrer Ehre und der Ehre von Hermann. Es gab Kaffee und Kuchen hinterher, und die Trauergesellschaft konnte den Wirkungen nicht widerstehen, die von Speise und Trank ausgehen. Die alten Boddiens und ihre Schwiegersöhne und Schwiegertöchter waren von dem Trauerfall nicht eigentlich betroffen, aber sie machten ihre Gesichter klein und traurig und hielten brav aus. Hermann redete heut laut und viel, um seine Gäste auf andere Gedanken zu bringen. Sie plauderten alle, gelöst in Gruppen, ahnungslos über die Gesetze des Taktes und der Gesellschaft. Wer etwas zu sagen hatte, sagte es.

„Ich wünschte", schallte plötzlich des Lehrers Stimme in eine zufällige Stille hinein, „ich wünschte, ich läge selbst im Grabe. Ich habe keine Freude am Leben, ich nicht."

Das war sein Aufschrei. In der letzten Zeit hatten sich Klagen gegen ihn gehäuft, die Kollegen mochten ihn nicht, das Beiwort „Bücherkönig" war auf ihn geprägt worden, diese Stelle hier an der Schule würde für ewig seine Stelle bleiben, hier lebte er, hier würde er zu leben haben, bis das letzte Fünkchen Glut in seiner Seele erloschen war. Er sah mit Uebelkeit die primitive Küche, in der Anna mit rotglühenden Backen wirtschaftete. Die frisch geschmierten Hofstiefel des Bruders standen wartend unter einer Holzbank, und dies alles widerte ihn an. Sophie trank den Kaffee nur mit niedergesenkten Augen und verhielt sich steif und starr, um nichts sehen und nichts sagen zu müssen. Er schäumte vor Wut über den Heuchler Hans, der

diesen Kaffee mittrank, als sei es tatsächlich Kaffee, und der den raschen Händen Annas folgte, als nicke er dazu und könne es billigen. Bei der ersten Gelegenheit, die sich ergreifen ließ, griff er zu, gab Sophie ein Zeichen und ging mit ihr und dem Jungen.

„Wir müssen jetzt heim", sagte er tonlos und guckte drohend jeden an, der etwa etwas hätte sagen wollen. Die Boddienschen wagten nicht, etwas zu sagen, sie waren niedergewuchtet, und fast hätte er sich freuen mögen über seine Herrschaft. Aber Hans sah ihn anders an. Verfinstert und wie mit einem Verweis. Noch eine einzige dieser erstickenden Minuten, und der Lehrer hätte aufgeschrieen, denn für immer lassen sich revoltierende Nerven nicht halten.

„Auf Wiedersehen, Vater", sagte er und bot die Hand hin.

Der Alte sah ihn schüchtern an, dachte sich nichts dabei und sprach: „Dann geh man!"

Das waren die letzten Worte zwischen Vater und Sohn. Der Lehrer war gegangen, und erst hinter ihm sahen sich alle untereinander an, als hätte ein jeder unendlich viel zu sagen gehabt. Kahle putzte sich die Nase. Er war ja schwach gewesen, vorhin auf dem Friedhof, aber nun war er wieder stark. Er sagte nichts, aber er putzte sich vorläufig die Nase.

Nach des Lehrers Abgang wurde es beinahe fröhlich unter den Menschen, die hier zum Trauern zusammengekommen waren, Vater natürlich war ausgenommen, aber alle übrigen blickten wieder die Welt an.

„Gott sei Dank", sagte Anna unverhohlen entrüstet.

Kahle ging mit dem Doktor in den kleinen Garten hinaus. Er hatte eine Zigarre zu rauchen, die besser war als je eine in seinem langen Leben, gestiftet vom Doktor — „na ja, ich kann ihr ja rauchen" — und „vielen Dank, Herr Doktor", hatte er auch noch gesagt. Bums, da hatte er „Herr Doktor" gesagt, zu seinem Aerger. Aber das war nun gesagt und rutschte nicht mehr zurück. Um es einzurenken, ärmelte er den Doktor vertraulich unter. Sie lustwandelten, und so bekam er Geschichten aus Magdeburg zu hören. Schöne Geschichten.

„Ne, so was", staunte er. „Na, hören Sie mal, das ist ja doll. Dann gibt die also immer lustig aus, was Sie heranschaffen? Da können Sie ja bei zu Grunde gehen, das ist direkt gefährlich. Wissen Sie, was ich an Ihrer Stelle tun täte?" Er schaute ihn forsch und schneidig an, obwohl ihn bald das ungewisse und gar noch sehr verdächtige Lächeln seines neuen Schützlings lähmte. „Ich täte sie rausschmeißen", riet er, „ich täte ihr einen Kontrakt machen. Soviel und nicht mehr. Und danach hast du dich zu richten."

So mußte es nach seiner Meinung gehen. Mit dem Krückstock auf den Tisch gehauen, und dann hat es geknallt.

„Da kann ja kein Mensch bei glücklich sein", grollte er.

„Nein", bestätigte der Doktor und schaute bei dem Gedanken an Glück wie in eine blaue, schöne Ferne. „Von uns drei Brüdern ist höchstens Hermann glücklich. Ich komme langsam dahin, das zu begreifen, und darum bin ich so oft gekommen, wie es mir möglich war. Die Eltern haben es ganz verkehrt gemacht. Sie hätten uns so hoch nicht hinaufpumpen sollen. Ich sehe heute genau, wie alles zugegangen ist. Es ist ihnen kostbar großartig vorgekommen. Mir und Werner anfangs auch, und als wir dann oben waren, da war es kein Gipfel, verstehen Sie, sondern auch nur eine neue, weite Ebene, eine große Hochfläche, und wer da marschieren will, Vater Kahle ..."

Ach ja!

Das müßte nun Lina hören, sehnte sich Kahle. Aber was da, sie gäbe es trotzdem nicht zu. Sie würde bloß fragen: Na, und i s t er nun nicht oben?

„Also mit Ihrer Gemahlin", meinte er, „da würde ich trotzdem nicht lange fackeln."

„Schön", versprach ihm Hans, „ich will es besorgen."

„Sehen Sie, nun machen Sie sich lustig über mich."

„Keineswegs. Lustig vielleicht, aber doch wiederum durchaus nicht lustig. Das Leben ist eine tragische Komödie, und das wieder, Vater Kahle, das werden Sie allerdings nicht verstehen. Ich sage Ihnen nur: ich gäbe viel darum, wenn ich immer imstande gewesen wäre, mich hier und bei meinen Eltern mühelos ausdrücken zu können, so klar, daß jeder gewußt hätte, was gemeint war."

„Ja, das ist nun leider nicht möglich gewesen."

„Nein, es war nicht möglich. Ich und meine Frau, Herr Kahle, und unser ganzer Kreis, wir leben so, daß es in Deutsch nicht zu beschreiben ist. Verstehen Sie? Ohne lateinische Fremdwörter geht es nicht, und diese Fremdwörter wieder versteht niemand zu Hause."

„Halbwegs schon", getraute sich Kahle.

„Und dann sehen Sie zu, Vater Kahle", bat er mit heiß werdenden Augen, „daß Sie meinen alten Vater gut hinbringen über die schweren Tage, die nun für ihn kommen. Und lassen Sie es mich um Gottes willen wissen, wenn mit Hermann etwas ist." Es klang aber bereits gewollt und gewunden, als er hinzusetzte: „Oder mit Anna oder mit den Kindern."

Es waren „Kinder" für ihn, nicht Neffen und Nichten.

„Woll, woll", versprach Kahle, „wird alles besorgt."

*

Viel ist nun nicht mehr zu erzählen. Das Leben ist ein Werk aus vielen kleinen Werken. Tages Arbeit, abends ein kleines Verschnaufen und öfter unversehens ein kleines Glück. Alles übrige wird die Zeit besorgen. Sie schafft uns die Runzeln, die Falten, den müderen, langsameren Gang. Die Jungen glauben es nicht, die Aelteren merken es, ohne es zu glauben, und die Alten seufzen dazu mit tränigen, verklebten Augen. Aber wer hört auf sie?

Hermann war riesig erstaunt, von Kahle gelegentlich zu vernehmen, daß sein großer Bruder Hans nicht glücklich sein sollte. Kann man das glauben? Er selber sollte der einzige Glückliche sein. Anna, was sagst du dazu? Und da soll einer sich reindenken können, daß Werner einen riesigen Haß auf ihn hat, denn er, Hermann, ist glücklich, gedeiht, kommt abends zufrieden nach Hause und hat alles, was er braucht, nämlich eine Arbeit, bei der man vor sich hinfläuten kann, so ganz aus Vergnügtheit, und dann ist sogar bei ihm zu Hause noch leichte Arbeit, die ihm die Zeit vertreiben hilft. Da sind Kaninchen, da ist das bißchen Garten, öfter mal ein Gang zum Friedhof, wo Vater nun auch ausruht, und zu Hause regiert Anna, ein bißchen herrschsüchtig, sonst aber ganz gut, wenn man sie nur zu nehmen weiß. Die Kinder wachsen heran, vier Stück, alle stabil. Ottchen geht sogar aufs Gymnasium und fällt nicht herunter. Zur Sicherung gegen alle Möglichkeiten, die überforschen Söhnen einmal einfallen könnten, hat Herr Zeisig ihm einen Vertrag auf zehn Jahre gemacht.

Kahle ist auch schon tot.

Der ist gestorben, bald nachdem Werner in die Nervenheilanstalt gemußt hat. Bis dahin haben sie den Alten Abend für Abend eingeladen, denn der war so eine zweite Art von Vater bei uns. Der hat uns viel Gutes getan früher.

„Sieh mal, Anna", hatte er gesagt, „du siehst doch nun, wie alles gegangen ist. Mit Muttern hast du dich ja riesig anständig benommen, und das war gut so, denn was wolltest du heute sagen, wenn ich nun anfangen wollte, darüber zu reden, daß du immer zu deinen Eltern rennst? Und Kahle, der war nie so, wie er ausgesehen hat. Wenn der nicht bullerte und bollerte, dann war er nicht richtig. Das mit Mutter damals, das hat ihm einen Knacks gegeben, das hat sich dann aber langsam wieder zugezogen, und wie dann Vater gestorben ist, was wollte der alte Mann da machen? Da war er froh, daß wir mit ihm Domino gespielt haben. Er hat sich extra ausbedungen, daß er das Domino hat erben können, und wie er nun dagestanden hat mit seinem Domino unter dem klapperigen ollen Arm, und wie er so plierig lauerig gemurmelt hat, nun wollte er man verreisen, und alte Leute und junge Leute, das spielt sich schlecht . . ."

Nur das eine war gut: Bruder Hans war ein stabiler Mann, sehr fein, aber nicht aufgeplustert, nie so dämlich zugeknöpft, wie manche, die zu Zeisig ins Kontor gingen, sondern immer hübsch sinnig, immer dusemang und susemang. Von der Frau sah man nichts, Hans erzählte auch nie gerne von ihr, bloß mit Kahle hatte er früher öfter gesprochen, und wenn er ab und an jetzt kam, saß er ganz gerne hier in der einfachen Stube, hörte mit zu und ging jedesmal — denn er kam immer nur kurz — vor der Abreise auf den Friedhof, um da ein Viertelstündchen mit ihm zusammen auf die Grabstelle zu gucken.

„Hier ruhen in Gott
Oskar und Lina Mellenbeck."

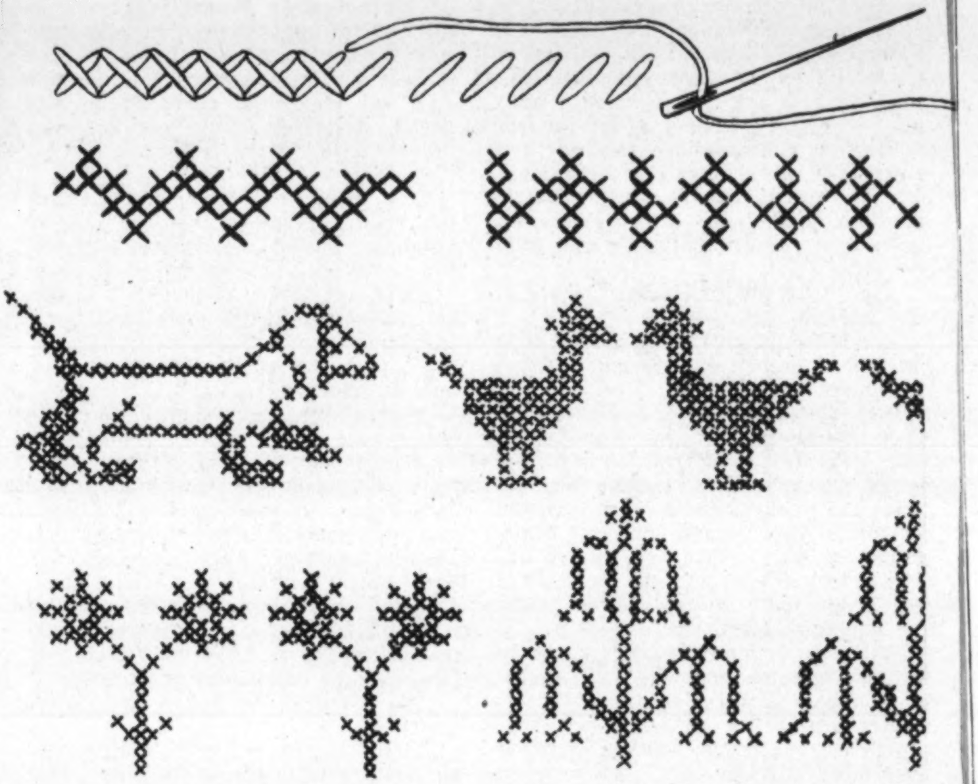
Und das Datum.

„Du hast es gut", hatte Bruder Hans das letztemal mehr geseufzt als gesagt, „du hast das bessere Leben."

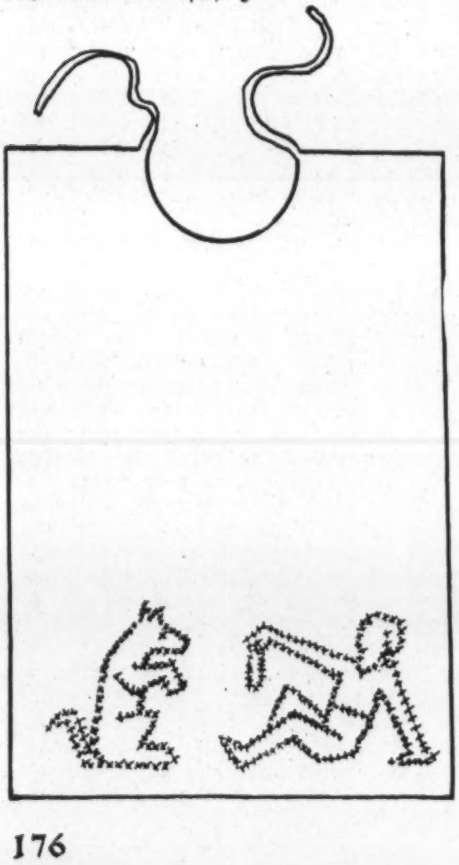
Ja? Na, denn man zu. Wenn das wahr ist?!

Mit Nadel und Faden

Eine Stunde Handarbeit

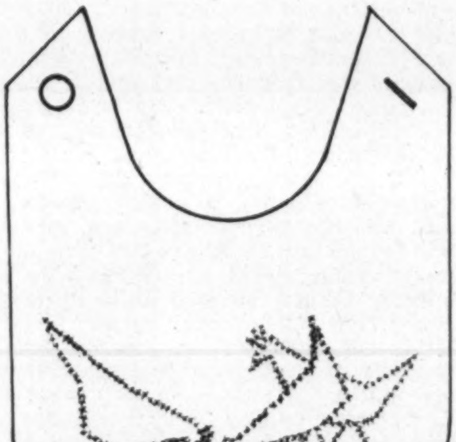


Ein Mädel muß mit Nadel und Faden umgehen können, sie braucht es immer im Leben. Sie braucht es nicht nur aus praktischen Gründen, auch für sich, denn es gibt kaum etwas, was so ruhig und glücklich macht, wie eine Handarbeit. Man kann so schön dabei träumen, die Zeit vergeht so angenehm, wenn unter den Händen etwas Hübsches entsteht. Am schönsten ist aber eine Handarbeit, die man selbst erfindet und entwirft. Darum wollen wir heute einmal zusammen handarbeiten. Ich denke, daß die größeren Mädel schon alles selbst nacharbeiten können, was ich hier als Vorschläge bringe. Die kleineren sollen es mit Mutter oder den größeren Mädeln zusammen tun. Wenn die Mütter Wünsche für besondere Techniken und besondere Gegenstände haben, können sie an die Schriftleitung schreiben, wir werden das dann berücksichtigen.



Fangen wir erst einmal genau wie in der Schule in der 7. oder 6. Klasse an. Da werden zuerst die verschiedenen Stick- und Zierstiche gelernt. Vor allem der alte deutsche Kreuzstich. Wie hübsch ist es, wenn die Kleinen, die in der Schule das erste Mal mit Nadel und Faden umgehen, den ersten Kreuzstich fertigbekommen, dann zu Hause mit Mutter die gleiche Handarbeit vornehmen. Sie sticken nun etwas Praktisches, eine Kante für einen Wandteppich oder das Lätzchen für das noch kleinere Schwesterchen oder Brüderchen.

Ich gebe hier einige Anregungen zur Musterbildung durch den Kreuzstich. Wenn man sich einen Bogen kariertes Rechenpapier nimmt, dann kann man sich ganz leicht solche Muster selbst entwerfen. Am besten versucht man das Musterentwerfen, indem man erst einmal die abgebildeten Zeichnungen abzeichnet. Man zeichnet sie gleich mit Buntstiften auf, da man so die Farben des Stickgarnes ausprobieren kann. Für die Kleinen nimmt man recht grob gewebten Stoff, Panama, oder heftet ihnen Stramin auf den Stoff, aus dem wir ein Lätzchen machen wollen. Dann versuchen die Kinder nach dem Muster zu sticken. Sie müssen dabei zählen. Man kann aber auch das Blatt Papier mit den Kreuzen auf den Stoff aufheften und nachher wieder fortzupfen.



Die Größeren können Kupfenstoff nehmen und dann die abgebildeten Tiere recht groß darauf sticken und daraus einen bunten Wandbehang für das Kinderzimmer machen.

Ursula Scherz

Rate einmal!

1. . . . i . n = engl. Kolonie in Asien
2. . be . = deutscher Kampfflieger
3. . . . . . . ge = Reptil
4. . . ra = weiblicher Vorname
5. . o . . parte = französischer Kaiser
6. . . . . = Haustier
7. . . . kel = kleines Haustier
8. . ie = selten

Die richtig gefundenen Buchstaben der einzelnen Wörter ergeben, nacheinander gelesen, den ersten Teil eines Verses.

a — ban — by — der — do — em — gra — i — in — kus — le — mi — ne — se — se — son — ten. Aus den Silben sind die nachstehenden Wörter zu bilden: 1. Weinernte, 2. Gestalt aus einem Gedicht von Schiller, 3. weiblicher Vorname, 4. Lichtspender, 5. Kohlenwagen der Eisenbahn, 6. Behälter, 7. Gestalt aus Freytags „Die Ahnen". Die ersten und vierten Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben den zweiten Teil unseres Verses.

1 2 3 4 5 6 5 6 = Automarke
2 3 7 5 3 3 5 = Teil des Rundfunks
6 8 9 6 = Hohlkörper
7 2 3 10 8 = Tanzart
5 11 11 5 = altes Maß
12 3 10 6 12 4 = Mädchenname
5 10 8 3 = Jungenname

Habt ihr die einzelnen Wörter gefunden und richtig eingesetzt, ergeben die ersten und vierten Buchstaben, von oben nach unten gelesen, den letzten Teil unseres Verses.

So, Kinder, nun ratet einmal, wie der ganze Vers heißt. Rudolf Lama.

Wer weiß mehr?

Auf meine Frage, wer Sätze zur Schnellsprechübung weiß, sind diese beiden eingegangen: „Eine Mütze, eine Pelzmütze, eine doppelt gefütterte Fuchspelzmütze brachte Fritz aus Xanten und sagte dabei, daß er der beste Doppelgefütterterfuchspelzmützenmacher aus Xanten sei." Ferner: „Wer nichts weiß und weiß, daß er nichts weiß, weiß viel mehr als der, der nichts weiß und nicht weiß, daß er nichts weiß!" (Das ist schon höhere Philosophie, gelt?)

Also, wer weiß mehr?

Wer schreibt mit mir?

Brieffreundschaft wünschen: Walter B. (12 Jahre alt) aus dem Rheinland mit einem Jungen aus Baden; Rudolf K. (14 Jahre alt) aus Anhalt mit einem Jungen aus dem Rheingau; ferner: Anneliese W. und Ruth R. aus Anhalt mit einem Mädel von 12—14 Jahren aus Berlin oder Wien oder Königsberg oder Danzig; Anneliese B. mit einem Mädel von 14—15 Jahren aus Berlin oder Hamburg; Hildegard P. aus dem Rheingau mit einem Mädel „aus den Alpen"; Ursula B. aus Anhalt mit Mädel von 13 oder 14 Jahren aus der Ostmark oder von der Waterkant; Helene Sch. aus Schlesien mit Mädel von 14 bis 15 Jahren aus Süddeutschland; Gisela M. aus dem Taunus mit Mädel von 11 bis 12 Jahren aus Ostpreußen oder von der Wasserkante.

Schreibt mir eure Adressen, damit ich den Austausch vornehmen kann. Wer sonst noch Brieffreundschaft sucht, schreibe mir, es kostet selbstverständlich nichts.

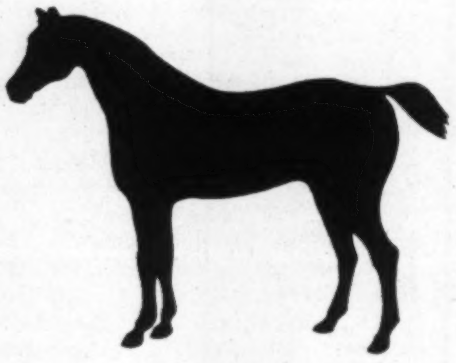
Herzliche Grüße Fritz.

Auflösung aus Heft 4

„Kannst du das lesen?"

1. Sah ein Knab ein Röslein stehn, Röslein auf der Heiden; 2. Fuchs, du hast die Gans gestohlen, gib sie wieder her; 3. Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen.

Wer bekommt es zusammen?



Sieht euer Bild auch so aus?

Der kranke Kachelofen

Von Karl Michael

Breit und behäbig stand der Kachelofen in der einen Ecke der guten Stube. Von oben bis unten war er blitzblank und sorglos, ja, man könnte fast sagen, vergnügt schaute er drein. Es fehlte ihm aber auch an nichts, und über sein Aeußeres konnte er sich wirklich nicht beklagen. Jeden Tag wurden seine Kacheln von der Hausfrau geputzt. Wenn sie mit dem weichen Lappen über seinen eckigen Leib fuhr, glänzte er vor lauter Freude und Behagen. Darum, weil er so gut behandelt wurde, spendete er der Familie aus Dankbarkeit an kalten Wintertagen mollige Wärme. Ein jeder war ihm gut, niemand tat ihm etwas zuleide. Im Gegenteil, wenn es draußen stürmte und wetterte, kuschelten sich alle dicht an ihn, streichelten ihn liebevoll und sorgten für ihn in jeder Weise. So viel Nahrung bekam er, daß er kaum die Kohlenmengen, die in seinen Leib geschüttet wurden, verzehren konnte.

Aber wie es nun kam! Eines Nachts klagte er darüber, daß ihm das Luftholen so schwer falle. Er schnaufte und stöhnte, so daß der Tisch, der nicht weit von ihm stand, ängstlich an die Seite rückte und alle Stubenmöbel erschrocken aus tiefem Schlafe auffuhren. „Was ist denn nur geschehen? Wer stört uns in unserer Ruhe?" riefen alle durcheinander. „Nehmt euch in acht!" warnte der Tisch. „Mit unserm Kachelofen ist's nicht richtig. Wenn er mir bloß nicht auf die polierte Platte fällt. Huh! Huh!" Die ganze Stubeneinrichtung kam nun in Bewegung. Die Stühle sprangen wie besessen in die äußerste Ecke, das Sofa, das erst vor wenigen Tagen mit neuem Plüsch überzogen war, torkelte hinterdrein. Der Schreibtisch und der Bücherschrank hoben mühsam einen Fuß nach dem andern; sie kamen aber nicht von der Stelle. Es war auch nicht nötig, denn sie standen weit genug vom Kachelofen entfernt. Ihnen konnte nichts passieren. „Ihr seid doch alberne Gesellen!" zürnte der Kachelofen. „Bin ich euch schon jemals zu nahe gekommen? Mir fehlt nichts weiter als die Luft. Wenn ich nur nicht ersticken muß! Ach, käme doch bloß bald der Doktor!"

Damit meinte er den Töpfer.

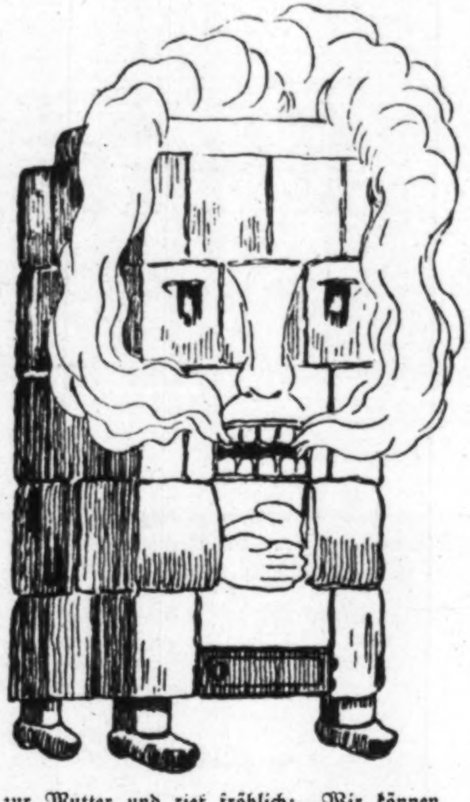
Und wieder schnaufte und stöhnte er so jammervoll, daß seine Mitbewohner, die Stubenmöbel, mitleidig zu ihm aufsahen und stumm an ihre Plätze wackelten. Helfen konnten sie ihm nicht. Er mußte eben auf den Doktor warten.

Indessen war Fritzchen in seinem Bett munter geworden und rieb sich verschlafen die Augen, dann horchte er auf. „Vater! Mutter! Hört ihr nicht? In der Stube muß jemand sein. Ich hab's ganz deutlich gehört!" — „Was hast du denn gehört?" — „Da hat was geschnauft und getrampelt! Ganz gewiß!" — „Ach, Junge, du hast geträumt! Schlaf nur ruhig weiter!" Und gleich darauf war auch Fritzchen wieder eingeschlummert. Und in der Stube war es auch wieder ruhig geworden.

Am andern Morgen nahm die Mutter wie gewöhnlich die Asche aus dem Ofen, legte Feuer an und ging dann in die Küche, um für Fritzchen Milch warm zu machen und frischen Kaffee zu kochen. Wie erschrak sie aber, als sie nach einer Weile wieder in die Stube trat, um nach dem Feuer zu sehen. Dicker Rauch lagerte im Zimmer, und immer neue Wolken quollen aus allen Fugen des Kachelofens.

Schnell öffnete die Mutter die Fenster, damit der Rauch abziehen konnte. Dann kam Fritzchen herbeigelaufen. „Mutter, ist ein Feuer ausgebrochen?“ fragte er ängstlich. „Soll ich schnell den Vater holen?“ Die Mutter beruhigte ihn. „Es ist nicht so schlimm, mein Junge. Sieh, der Ofen hat keinen Zug, er kann keine Luft kriegen. Der Töpfer muß kommen und das Ofenrohr reinigen.“ „Keine Luft kriegen!“ wiederholte Fritzchen, „dann ist der arme Ofen ja krank.“ Nun fiel ihm wieder ein, was er in seinem Bett gehört hatte. „Mutter, nun weiß ich auch, wer in der Nacht so furchtbar geschnauft hat, das kann nur unser Ofen gewesen sein. Denn wer keine Luft kriegt, schnauft immer so. Ich weiß das ganz bestimmt.“ Was die Mutter auch einwendete, Fritzchen ließ sich nicht davon abbringen.

Dann schickte die Mutter nach dem Töpfer. Der kam sofort und ging gleich an die Arbeit. Schon nach einer halben Stunde war er fertig. Aber wie sah er aus? Wie ein Mohr! Schwarz im Gesicht und an den Händen. Ein Eimer stand neben ihm, halb gefüllt mit feinem schwarzem Staub. Das war Ruß. Den hatte er aus dem Ofenrohr geholt. Fritzchen hatte die ganze Zeit dem Töpfer bei seiner Arbeit zugesehen. Endlich fragte er: „Kriegt unser Ofen denn nun wieder Luft? Ist er auch wieder ganz gesund?“ Das brachte Fritzchen so drollig heraus, daß der Töpfer laut lachen mußte. „Gewiß, mein Junge, Onkel Doktor hat den Ofen wieder gesund gemacht.“ Dann rannte Fritzchen in die Küche



zur Mutter und rief fröhlich: „Wir können uns nun aber freuen, Mutter, unser Kachelofen ist wieder ganz gesund!“

*

Das Einmaleinsspiel

Heute sind wir gerade zehn Kinder, da können wir gut das Einmaleinsspiel probieren. Holt eure Stühle! Wir stellen sie zu einem großen Kreis zusammen. So, nun nehmt Platz! Jeder bekommt jetzt einen Zahlennamen. Wir wollen abzählen! Erna heißt „Eins“, Richard „Zwei“ und so weiter. Aber Karl heißt nicht „Zehn“, sondern „Null“! Das müßt ihr euch merken.

Aufgepaßt! Ich frage jetzt: „Dreimal neun ist —?“ — „27!“ — „Richtig!“ Nun wollen wir die Zahl zusammenstellen. Wer ist „Zwei“ und wer ist „Sieben“? Also Richard und Emma müssen nun aufstehen und die Zahl „vorführen“. Nun setzt euch wieder!

Jetzt frage ich: „Fünfmal sieben?“ Jeder rechnet mit. Aber niemand sagt etwas, denn jetzt müssen die beiden aufstehen, die diese Zahl „vorzuführen“ haben. Wer muß nun aufstehen? Die „Drei“ und die „Fünf“. Haben die beiden nicht aufgepaßt, das heißt also, haben sie nicht richtig gerechnet, müssen sie ein Pfand geben.

Nun los! Viermal sechs ist —?

Ergebnis unserer Preisaufgabe aus Heft 26 / 1938

Unsere Frage lautete: Wer ist der Antenne näher und wer dem Erdboden, wenn sie sich treffen, Hans oder Fritz? In dieser Frage liegt die Antwort schon, nicht wahr? Wenn sie sich treffen, sind beide gleich weit von der Antenne wie vom Erdboden entfernt. Da haben sich die eisten von euch die Mühe gemacht und den Weg ausgerechnet. Habt ihr denn nicht bald begriffen, daß ich euch diese Frage ein bißchen schwerer machen wollte? Immerhin sind es doch ein paar Hundert, die meinen Trick gemerkt haben und nicht darauf hereinfielen. So war es auch diesmal für mich schwer, die Preisträger festzustellen; ich mußte das Los zum Schiedsrichter bestimmen. Da nun aber so erfreulich viel richtige Lösungen eingingen, **habe ich die Buchpreise um drei erhöht**, so daß ich insgesamt **zehn Preise** vergeben konnte. Die Glücklichen stelle ich euch jetzt vor: den ersten Preis im Betrage von 10 RM. bekam **Else Winnefeld** in **Holzminden** an der Weser, den zweiten Preis im Betrage von 5 RM. bekam **Niels Reuter** in **Berlin-Treptow**, die Buchpreise **Manfred Peitsch** in **Rositz-Fichtenhainichen** (Kreis Altenkirchen), **Anton Sieg** in **Duisburg**, **Helene Wirtz** in **Kuchenheim** (Kreis Euskirchen), **Ursula Plambeck** in **Hamburg** 33, **Carl-Günter Jastram** in **Kiel-Holtenau**, **Edith Holzreve** in **Festung Dömitz** (Mecklenburg), **Eduard Stumf** in **Wien** XII, **Rosemarie Gerber** in **Dudweiler** (Saar).

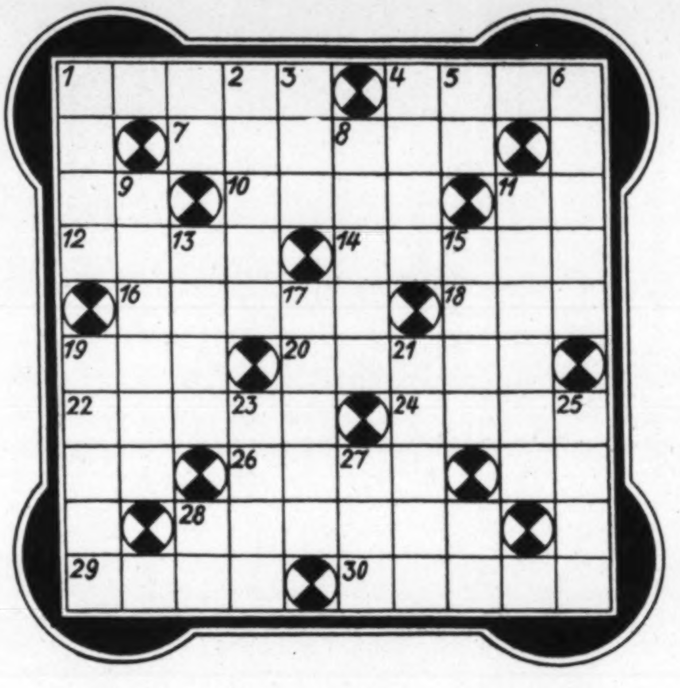
Neue Preisaufgabe

Seht euch mal diese beiden hübschen Bilder an. Was sollen sie wohl darstellen? Wir konnten durchaus keine passende Unterschrift dazu finden. Da bin ich denn auf den Einfall gekommen, mich an euch zu wenden. Die letzten Preisrätsel haben mir bewiesen, daß die schönsten Antworten von euch kommen und nicht am Schreibtisch erdacht werden. Darum bitte ich euch alle: Wer findet die treffendste und lustigste Unterschrift? Je kürzer, desto besser. Auch kleine Vierzeiler sind mir sehr willkommen. Die dafür ausgesetzten Preise sind euch bekannt: 10,— RM für die hübscheste, 5,— RM für die nächstbeste Antwort und außerdem fünf wertvolle Bücherpreise. Die Einsendungen müssen bis zum **20. März 1939** an die „**Kinderwarte**“ der „**Reichs-Elternwarte**“ in **Berlin C 2, Wallstr. 17—18,** eingehen. Frankiert die Karten richtig und vergeßt eure Anschriften und die Angabe eures Alters nicht.

Viel Spaß wünscht euch euer Fritz.

Kurzweil am Feierabend

Kreuzwort-Rätsel



Waagerecht: 1. Stadt in Südostfrankreich, 4. Ziffer, 7. Nadelbaum, 10. großes Gewässer, 12. Nadelholz, 14. Eier im Fischleib, 16. europäische Hauptstadt, 18. weiblicher Vorname, 19. Verwandter, 20. Nutzpflanzen, 22. Werkzeug des Maurers, 24. griechischer Gott, 26. Gewürz, 28. Gebirgskette (spanisch), 29. Insekt, 30. umgebildete Zweige oder Blätter.

Senkrecht: 1. Gebirgsbaum, 2. Behälter, 3. Gewässer, 4. römischer Kaiser, 5. ausgestorbenes Wildrind, 6. Industrieort bei Merseburg, 8. Teil des Fußes, 9. Gesichtsteil (Mehrzahl), 11. sportliche Veranstaltung, 13. babylonische Gottheit, 15. leidenschaftliches Verlangen, 17. weiblicher Vorname, 19. seltene Giraffenart, 21. Stadt in Asien, 23. Nichtsachkundiger, 25. Erzählung von Göttern und Helden, 27. geisteskrank.

Doppeltes Silben-Rätsel

Aus den Silben:

a — am — an — bend — ber — bo — gau — ge — ge — har — hek — her — hoch — im — ist — ka — ke — leh — li — man — mer — metz — mo — ne — ni — o — pa — pan — re — rei — rei — ren — ri — rin — rung — sä — sonn — ston — tät — tel — ten — ter — the — to — ver — wah — werk

sind 14 Wörter zu bilden. Jedem Worte ist hernach eine Silbe zu entnehmen. Werden diese Silben hintereinander gelesen, so ergibt sich ein Wort des Führers aus „Mein Kampf".

Bedeutung der Wörter: 1. Sicherung, 2. weiblicher Beruf, 3. gewerbliches Unternehmen, 4. Musikinstrument, 5. Wochentag, 6. Hohlmaß, 7. Gleichstellung, 8. Anhänger einer philosophischen Richtung, 9. Kleintierzucht, 10. Dorf in Oberbayern, 11. Radiozubehör, 12. Gewerbebetrieb, 13. nordamerikanische Stadt, 14. Kleidungsstück.

Silben-Rätsel

Aus den Silben:

am — äp — arzt — ber — bern — bunz — burg — der — dert — diet — dorp — drei — em — erd — fel — gau — ge — gur — hun — impf — irr — jung — ke — lau — ler — ler — mach — mer — mül — naum — o — pest — po — re — rich — rin — satt — tau — un — von — werk — wisch

sind 15 Wörter zu bilden, deren erste und vierte Buchstaben von oben nach unten ein Wort von R. Walther Darré ergeben.

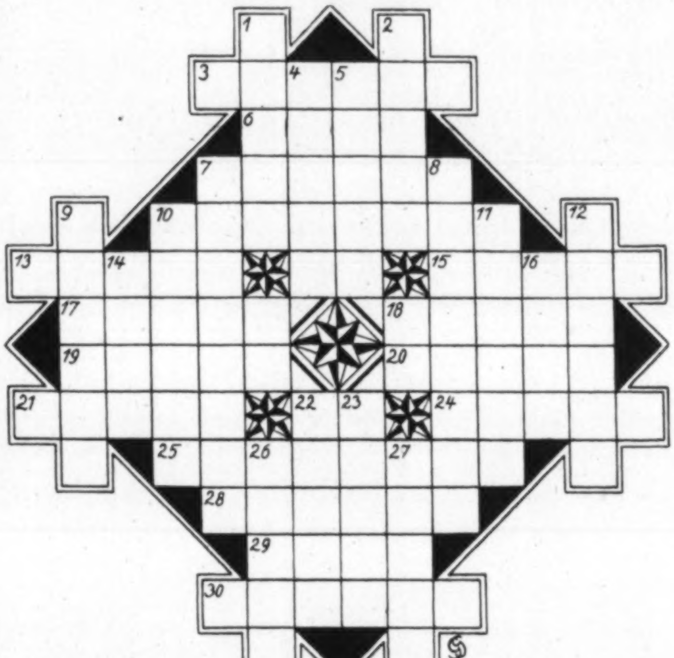
Bedeutung der Wörter: 1. deutscher Sagenheld, 2. nächtliche Erscheinung, 3. erhöhter Sitzraum, 4. nordböhmische Stadt, 5. Unbequemlichkeit, 6. Gemüsepflanze, 7. Knollenfrüchte, 8. Stadt an der Saale, 9. leitende Persönlichkeit im deutschen Verkehrswesen, 10. Mediziner, 11. Beruf, 12. Schiffszubehör, 13. Zahl, 14. Ort in Oberbayern, 15. Tierseuche.

Austausch-Rätsel

Balten — Grimm — Biene — Zeit — Meise — Nagel — Reben — Seife

Jedes der vorstehenden Wörter ist durch Verändern eines Buchstabens in ein Wort anderer Bedeutung zu verwandeln. Liest man die neuen Buchstaben der Reihe nach, so erhält man den Namen einer deutschen Stadt, die im Jahre 1938 ins Reich heimkehrte.

Kreuzwort-Rätsel



Waagerecht: 3. deutsche Stadt, 6. Anhangsgebilde der Haut, 7. Unkraut auf Schutthalden, 10. turnerische Tätigkeit, 13. deutscher Eisenbahnknotenpunkt, 15. dünner Farbauftrag, 17. Nebenfluß der Donau, 18. Aussichtsturm, 19. Seemann, 20. Bewohner Südasiens, 21. fromme Handlung, 24. Mädchenname, 25. neueingestellte Soldaten, 28. unartige Kinder, 29. kleine Brücke, 30. unsterblicher Bestandteil des Menschen (Mehrzahl).

Senkrecht: 1. Körperteil, runde Einkerbung, 2. Beruf (Mehrzahl), 4. Titel (Mehrzahl), 5. Teil des Zaunes, 7. Einsiedler, 8. Stadt in Mittelfranken, 9. männlicher Vorname, 10. Auswurfsöffnung des Vulkans, 11. indische Baldriangewächse, 12. Hindernis beim sportlichen Rennen, 14. Nahrungsmittel, 16. Widder, 22. landwirtschaftlicher Begriff, 23. geometrischer Körper, 26. Meßgewand des Priesters, 27. Teil von Berlin. (ü = ue; ä = ae.)

Rätsel-Auflösungen aus Heft 4

Spielfeldrätsel. 1. Pforzheim, 2. Morchel, 3. Leib, 4. Bärlapp, 5. Pakt, 6. Togo, 7. Ohm, 8. Muff, 9. Fred, 10. Deck, 11. Komet, 12. Tag, 13. Geograph, 14. Hyänen, 15. Narr, 16. Rundfunk, 17. Kiosk, 18. Käfer, 19. Reims, 20. Sittich, 21. Hierarchie, 22. Einem. — Kampf hält die Kräfte rege. (Gustav Falke.)

Geographisches Silbenrätsel. 1. Algier, 2. Untersberg, 3. Fehmarn, 4. Galapagos, 5. Ronneburg, 6. Altdamm, 7. Duluth, 8. Eismeer, 9. Mergentheim, 10. Walensee, 11. Erdkunde, 12. Gironde, 13. Jambe, 14. Somme, 15. Temesvar, 16. Neunkirchen. — Auf gradem Weg ist niemand umgekommen. (Goethe.)

Der vorliegenden Ausgabe liegt ein Prospekt der Nordsternlebensversicherungs-A.-G., Berlin-Wilmersdorf, bei, den wir der Beachtung unserer Leser empfehlen.

Außerdem liegt einer Teilauflage dieser Nummer ein Prospekt „Die Heimgestalter", Berlin, bei, für den wir ebenfalls die Beachtung unserer Leser erbitten.

Verlag der „Reichs-Elternwarte": Heinrich Beenken, Berlin C 2, Wallstraße 17—18
Hauptschriftleiter: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow
Anzeigenverwaltung: Hanseatische Verlagsanstalt A.-G., Anzeigenverwaltung Berlin, Berlin W 9, Potsdamer Straße 1, Fernruf 22 91 51. Postscheckkonto Berlin 1690 40. Gültige Anzeigen-Preisliste Nr. 1. DA. IV. Vj. 1938: 117 600. Verantwortlich für den Anzeigen- und geschäftlichen Teil: Anton Chudzinski, Berlin W 9, Potsdamer Straße 1. Auflage dieses Heftes: 132 138. Kupfertiefdruck: Heinrich Beenken, Berlin C 2

Aufnahme: Agfa-Bildarchiv

159 Dr. Becker
Meysonbugschule